

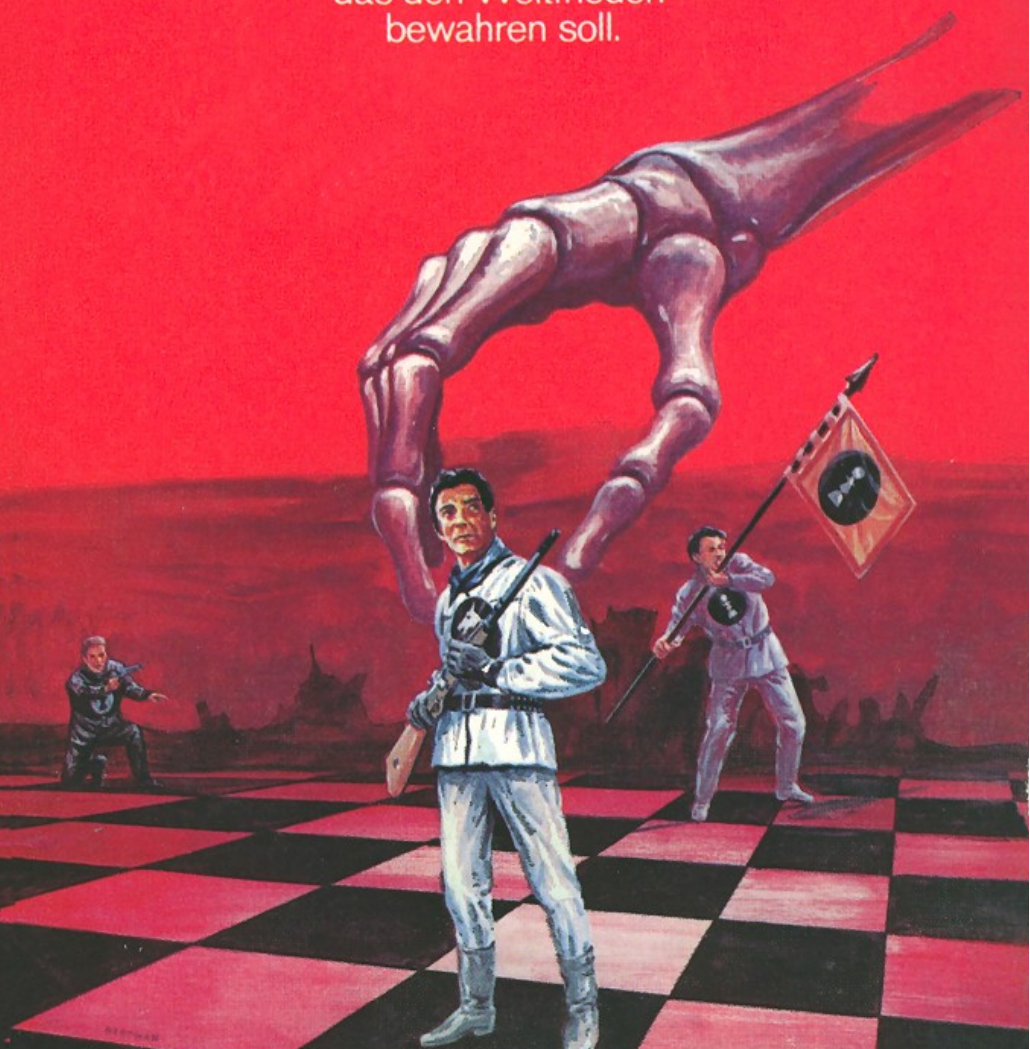
EIN  MOEWIG-BUCH

TERRA
SCIENCE FICTION

Clark Darlton

Todesschach

Sie spielen
ein tödliches Spiel,
das den Weltfrieden
bewahren soll.



Das große Spiel ersetzt den Krieg

Das 21. Jahrhundert ist eine Ära des Friedens und Wohlstands. Es gibt keine Kriege mehr, kein Massensterben auf blutgetränkten Schlachtfeldern – es gibt nur noch das große Spiel, Todesschach genannt, das Millionen Menschen in aller Welt gebannt an den Bildschirmen ihrer Fernsehgeräte mitverfolgen.

Das Todesschach bricht alle bisherigen Zuschauerrekorde, denn es ist ein Spiel, bei dem Blut fließt – wie auf einem echten Schlachtfeld. Der Verlierer stirbt, und der Aber einigen Teilnehmern am Spiel geht es um mehr – um die Chance, die Freiheit zu gewinnen. Gewinner kommt zu Geld und Ruhm.

DM 2.60

Osterreich S 18,50
Schweiz sfr 3,30
Italien Lire 500
Belg./Lux. F 40
Frankreich FF 4,30
Spanien Ptas. 55,-

EIN MOEWIG-BUCH

CLARK DARLTON

TODESSCHACH

Deutsche Erstveröffentlichung



MOEWIG-VERLAG MÜNCHEN

Copyright © 1970 by Walter Ernsting

Printed in Germany 1970

Scan by Brazzo 11/2007

Titelzeichnung: Stephan

Umschlag: Ott + Heidmann design

Gesamtherstellung: H. Mühlberger, Augsburg

Der Verkaufspreis dieses Buches enthält die gesetzliche Mehrwertsteuer

Er sprang über den Graben, und von dieser Sekunde an schwebte er in akuter Lebensgefahr.

Ohne das geringste Geräusch zu verursachen, kroch er auf allen vieren weiter und schob dabei seine einzige Waffe, die lange Lanze, vor sich her. Die Büsche gaben eine hervorragende Deckung ab, aber sie boten gleichzeitig seinem Gegner ein gutes Versteck.

Seine Augen waren scharf und gut. Ohne Schwierigkeiten entdeckte er auf dem Hügel vor sich, etwa fünfzig Meter entfernt, das Banner des schwarzen Läufers. Seine Hand fuhr zur Brust, als wolle er sich davon überzeugen, daß sein Banner – das des weißen Bauern – noch vorhanden war.

Rechts war ein Geräusch.

Er zuckte zusammen und glitt unter die schützenden Zweige eines dicht belaubten Busches. Der Graben lag bereits zehn Meter hinter ihm, und damit war er schon tief im Gebiet des Gegners, der sein Eindringen vielleicht bemerkt hatte – vielleicht aber auch nicht. Es kam darauf an, ob man gewisse Dinge vorausberechnen konnte.

Bewegungslos blieb er liegen. Sein weißer Umhang störte ihn, aber er durfte ihn nicht ablegen. Das war gegen die Spielregeln, die über Leben und Tod entschieden.

Wieder ein leises Knacken, als rutsche jemand über einen trockenen Ast. Es kam von rechts, aus einer Entfernung von zwanzig oder dreißig Metern.

Es mußte für den schwarzen Läufer ziemlich schwer sein, den hundert Meter langen Trenngraben seines Gebietes erfolgreich zu überwachen, und wenn er das Eindringen einer fremden Figur nicht rechtzeitig bemerkte, konnte das seinen schnellen Tod zur Folge haben.

Grams war sich nicht sicher, ob sein Eindringen in das Feld des feindlichen Läufers unbemerkt geblieben war. Wenn ja, dann besaß er gegenüber der besseren Waffe des anderen den Vorteil der Überraschung.

Denn der Läufer verfügte über ein Gewehr.

Grams schob sich ein Stück weiter, geräuschlos wie ein anschleichendes Raubtier, das seine Beute nicht verjagen will. Wenn er Glück hatte und in den Rücken des Läufers gelangte, konnte er einen weiteren Vorteil für sich verbuchen.

Wahrscheinlich den entscheidenden Vorteil dieses Zuges.

Wieder knackte es rechts. Grams hielt die Luft an und versuchte, noch mehr zu hören, aber es blieb wieder ruhig und still. Er sah nach oben. Der Himmel war tiefblau und wolkenlos. Irgendwo blitzte ein winziger, silberner Punkt, als die Sonnenstrahlen im richtigen Winkel reflektiert wurden.

Der Mann, der da oben vor seinen Kontrollen saß und die Geschicke der ihm anvertrauten Menschen leitete, war wie ein Gott. Und er befand sich nicht in Gefahr, so wie Grams jetzt.

»Verdammt!« sagte Grams zu sich und umklam-

merte seine Lanze. »Verdammt! Eines Tages werde ich es erreichen, dann sitze ich da oben an seiner Stelle!«

Er hörte jäh auf zu denken, als sein Unterbewußtsein die Kontrolle übernahm und seinen kämpferischen Instinkt aktivierte. Das hatte mit Denken nichts mehr zu tun, nur noch mit nacktem Überleben.

Der Läufer näherte sich von rechts, scheinbar sorgloser jetzt.

Grams lächelte grimmig, als er mit schnellen und vorsichtigen Bewegungen eine Lichtung überquerte und im dichten Unterholz eines Niederwäldchens verschwand. Die Lanze war lästig, und er bereute, kein Messer gewählt zu haben. Dafür konnte sie geworfen werden, und Grams wußte, daß er leicht vierzig Meter schaffte, wenn das Ziel auf eine solche Entfernung hin auch unsicher wurde.

Er würde das Risiko auf keinen Fall eingehen, denn unbewaffnet hatte er keine Chance mehr. Aber er hatte auch keine Chance, wenn ihn der Läufer zu früh entdeckte, denn mit einem Gewehr konnte er ihn selbst auf hundert Meter Distanz mit Leichtigkeit erledigen, ohne selbst etwas befürchten zu müssen.

Er lag am Rand der Lichtung, tief in eine Mulde geduckt, und wagte kaum zu atmen, als er den Läufer erblickte. Der schwarze Umhang blieb an einem Zweig hängen, und für eine Sekunde wurde der Läufer abgelenkt. Aber dann tauchte er mit einem Satz im Gelände jenseits der Lichtung unter und war verschwunden.

Der Mann war Grams bekannt vorgekommen, was

durchaus möglich sein konnte. Grams war nicht der einzige, der schon mehrere Spiele überlebt hatte.

Er blieb liegen, denn nun kannte er die Richtung, in der sich sein Gegner aufhielt. Er verfolgte die gelegentlichen Geräusche und stellte befriedigt fest, daß sie wieder näherkamen. Der Läufer hatte nur seinen Trenngraben kontrolliert. Vielleicht hatte er auch die Spuren gefunden und wußte nun, daß er nicht mehr allein auf seinem Feld war.

Aber dafür bewegte er sich zu unvorsichtig, überlegte Grams.

Der Läufer betrat die Lichtung.

Auf seinem schwarzen Umhang leuchtete in einem runden, weißen Feld das schwarz gehaltene Emblem des Läufers. In der Hand hielt er ein modernes Repe-tiergewehr. Mindestens zwanzig Schuß, vermutete Grams mit einiger Sorge. Seine Lanze gegen das Gewehr – das sah nicht gut aus.

Der Läufer war fünfzehn Meter entfernt und stehen geblieben. Er hielt den Kopf ein wenig schief, als lausche er. Die Finger seiner rechten Hand umklammerten den Schaft seiner Waffe.

Kein unsympathisches Gesicht, stellte Grams fest, fast mit einem leichten Bedauern, wie er sich eingestehen mußte. Aber er durfte jetzt keine Gefühle kennen, nur noch den Gedanken an das Überleben.

Er war der Bauer, und er mußte den Läufer schlagen.

Die Regeln des Schachspiels durften nicht verletzt werden.

Unendlich langsam und vorsichtig nahm er einen kleinen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn nach links, genau in die Büsche. Der Aufschlag war nicht besonders laut, aber der Läufer besaß ausgezeichnete Ohren.

Er warf sich auf den Boden und schob das Gewehr vor. Der Lauf zeigte nach links, dorthin, wo der Stein aufgeschlagen war.

Immer noch zu weit, dachte Grams und schätzte die Entfernung ab. Sicher, der Gegner bot ein stattliches Ziel, und mit einer Handfeuerwaffe hätte Grams keine Sekunde gezögert, ihn zu erledigen. Nicht so mit der Lanze.

Er wartete.

Aber auch der Läufer wartete, und es kam jetzt nur noch darauf an, wer die besseren Nerven besaß. Grams wußte, daß er es schaffen würde, und wenn er bis zum Einbruch der Nacht warten mußte.

Einmal überkam ihn ein Hustenreiz und er wäre fast erstickt, als er ihn unterdrückte. Dann wäre alles verloren gewesen, denn er hätte dem Läufer sein Versteck verraten. Er preßte Mund und Nase in die weiche Erde und hielt die Luft an.

Es ging gut. Der Hustenreiz verflüchtigte sich.

Der Läufer lag noch immer mitten auf der Lichtung in einer flachen Mulde. Grams wunderte sich über den Leichtsinn, denn sein Gegner verzichtete auf die natürlichen Deckungsmöglichkeiten seines Gebietes, das immerhin eine Fläche von hundert mal hundert Metern beinhaltete.

Zehntausend Quadratmeter, und jeder Meter konnte den Tod bedeuten.

»Du Feigling!«

Grams schrak zusammen, als er die Stimme hörte. Es war durchaus nicht gegen die Regeln, daß sich die gegnerischen Figuren unterhielten, aber es war in diesem speziellen Stadium des Anschleichens absoluter Selbstmord. Der Läufer hätte sich verraten, wenn Grams ihn noch nicht entdeckt hätte.

Der Mann begann seine Nerven zu verlieren, und damit konnte er nur sein Ende beschleunigen. Das Geräusch, das ihm scheinbar die Richtung gewiesen hatte, wiederholte sich nicht. Die Stille machte ihn fertig.

Grams zog die Lanze unendlich langsam und vorsichtig näher zu sich heran und versuchte, sich aufzurichten. Wenn er überraschend vorstürmte, konnte er den Läufer töten, ehe dieser das Gewehr herum-schwenkte.

»Du Feigling, ich weiß, wo du steckst!«

Eben das wußte er nicht, sonst hätte er den Mund gehalten und nicht so leichtsinnig sein Leben aufs Spiel gesetzt. Und so etwas hat sich zum Spiel gemeldet, dachte Grams verächtlich und kam langsam auf die Knie.

Es wurde schon dämmerig im Westen. Die Sonne näherte sich dem Horizont, und bald würde der schwierigste Teil des Überlebens beginnen: die Nacht.

Denn die beiden gegnerischen Springer verfügten

über Infrarot-Zielfernrohre auf ihren Maschinenpistolen.

Grams bereitete sich zum Sprung vor.

*

Vor dem Bildschirm saßen zwei Männer im Alter von vierzig bis fünfzig Jahren. Sie saßen in bequemen Sesseln, zwischen sich einen kleinen Tisch mit griffbereiten Gläsern. Die Blenden waren herabgelassen worden. Im Zimmer war es halbdunkel.

Unter dem großen Bildschirm, der eine ganze Wand einnahm, leuchteten drei Monitorschirme. Der eine Schirm zeigte die Gesamtlandschaft des Todesspiels, vierundsechzig quadratische Felder, die durch Gräben getrennt waren. Einzelheiten blieben dem Betrachter verborgen. Der zweite Schirm zeigte in Unterteilung zwei Männer, die vor einer Reihe von Instrumenten und Kontrolltafeln saßen. Das dritte Monitorbild war mit dem Bild auf der Wand identisch.

Es zeigte aus der Luft gesehen das Feld, die Lichtung, den schwarzen Läufer und Grams.

»Der Kerl muß verrückt sein!« stellte der eine der beiden Zuschauer fest. »Lockt seinen Gegner an, der Dummkopf!«

»Ich habe gleich gewußt, Larko, daß dieser Grams wieder gewinnen wird. Er ist ungemein klug und geduldig. Ich möchte wetten, daß er in wenigen Minuten seinen Gegner töten wird. Immerhin bleibt er ein Bauer. Keine Aufstiegschance bei diesem Zug.«

»Abwarten«, riet Larko und lehnte sich zurück.
»Wozu sollen wir uns aufregen? Schließlich stirbt der Läufer, nicht wir.«

Larko und Bender waren seit vielen Jahren politische Freunde. Sie gehörten der Opposition an und waren für ihre hervorragenden Ideen und brauchbaren Vorschläge auch bei der Regierungspartei angesehen und geachtet.

Beide hatten damals für die Zulassung des Todeschachs gestimmt.

Und beide waren bis heute ihre Gewissensbisse nicht mehr losgeworden.

»Da haben Sie recht, aber mir will scheinen, Larko, es wäre Ihnen gleichgültig. Ein Menschenleben – was ist das schon?«

»Fangen Sie nicht wieder damit an, Bender. Schließlich haben wir das Spiel nicht erfunden, sondern Professor Kofoltow.«

»Aber wir stimmten für die Zulassung.«

»Ja, und wir hatten unsere Gründe. Soll ich sie noch einmal aufzählen?«

»Danke, Larko, ich kenne sie zur Genüge. Abreagieren der im Unterbewußtsein schlummernden Mordgelüste, die infolge fehlender Kriege und mangelnder Kriminalität eines Tages in verheerender Form zum Ausbruch gelangen könnten. Ablenkung der Massen vom langweilig gewordenen Alltag. Harte Filme sind nicht mehr gut genug, also muß die harte Realität her. Der Mord auf dem Bildschirm, von uns legalisiert. Von uns, Larko!«

»Sicher, von uns, und zwar mit voller Überlegung. Die Kriminalität hat weiter nachgelassen, und von einem Totschlag haben wir schon lange nichts mehr gehört. Keine Revolutionen mehr im Süden, das grenzt schon fast an Wunder. Die Arbeitsleistungen haben sich gesteigert, obwohl nur noch fünfundzwanzig Stunden in der Woche gearbeitet wird. Früher kamen die Menschen vor Langeweile um, oder sie haben sich gegenseitig in Kriegen totgeschlagen. Nichts mehr von alledem, Bender. Wir sind eine Wohlstandsgesellschaft geworden.«

»Ja, eine überspitzte, und das ist der Grund, warum ich die Opposition weiterhin unterstütze. Das Todesschach kann nicht die beste Lösung sein.«

»Im Augenblick ist sie die einzige, Bender«, sagte Larko und deutete auf den Schirm. »Nicht mehr lange, und der Zug ist beendet. Der Bauer wartet nicht mehr lange. Da, jetzt holt er zum Wurf aus ...«

Die über dem Feld stationierte Kamera holte die Lichtung weit heran, so daß die beiden Kontrahenten noch deutlicher sichtbar wurden. Grams hatte sich aufgerichtet und beugte sich zurück, sein Arm holte weit aus – und dann erstarrte er zur unbeweglichen Figur, angespannt jedoch und bereit, von einer Sekunde zur anderen den tödlichen Lanzenwurf zu vollenden.

»He, Läufer!« rief er. Er brachte es auch diesmal nicht fertig, seinen Gegner ohne Warnung zu töten. Er wollte ihm eine Chance geben. »Hier!«

Der schwarze Läufer war mit einem Satz auf den

Beinen und wirbelte herum. Sein Gewehr kam hoch – und dann durchbohrte die mit aller Wucht geschleuderte Lanze seine Brust. Ein Schuß löste sich noch, aber er ging vorbei.

Die Kamera fuhr wieder zurück, während Grams zu dem getöteten Gegner ging, ihm den Umhang abnahm, ihn zusammenfaltete und zu den anderen in die Tasche schob. Der Läufer war nicht die erste Figur, die er in diesem Spiel vom Feld nahm.

Dann überquerte er mit eiligen Schritten das Gelände, bis er den Gipfel des kahlen Hügels erreichte. Er entfernte das Banner des Läufers und hißte seine eigene Flagge.

Der Bauer hatte den Läufer geschlagen.

Schwarz war wieder am Zug.

Bender nahm einen Schluck und sagte:

»Bin gespannt, was nun kommt.« Er deutete zum Bildschirm, auf dem nun wieder das Gesamtfeld zu erkennen war. Die auf den Hügeln stehenden Banner zeigten den Spielverlauf an. Weiß war eindeutig im Vorteil. Noch vier oder fünf Züge, und Schwarz war schachmatt. »Ich fürchte, unser Freund Grams wird sich nicht lange auf seinen Lorbeeren ausruhen können. Weiß hat ihn geopfert. Der schwarze Läufer ist geschlagen worden, aber nun müßte der schwarze Springer den Bauern schlagen. Eine große Chance für Grams, wenn er aufgepaßt hat ...«

»Hat er«, meinte Larko bedächtig und leerte sein Glas. »Er hat das Banner aufgepflanzt und sich mit einem Rundblick orientiert. Er muß ahnen, was

Schwarz nun tun wird, denn er geht zu dem Trenngraben, durch den der Springer kommen muß. Wirklich, Bender, ein toller Kerl, Ihr Grams. Sollte ich jemals ein Spieler werden, denke ich an ihn.«

»Wenn er den Springer erledigt, steigt er auf und wechselt die Seiten. Grams wird dann ein schwarzer Springer sein.«

Der Lautsprecher brach sein Schweigen und gab den nächsten Zug bekannt. Die Fernsehzuschauer in aller Welt konnten die Stimme von Schwarz hören – und natürlich der schwarze Springer. Schlug Grams den Springer, stieg er selbst zum Springer auf. Gelang es aber dem schwarzen Springer, den weißen Bauern zu töten, änderte sich nichts, lediglich wehte dann ein anderes Banner auf dem Feldhügel.

Das Bild auf dem großen Schirm wechselte. Die Kamera fuhr hinab und erfaßte den angreifenden Springer, der sorglos zwei Trenngräben entlanglief, um das Feld des weißen Bauern zu erreichen. Niemand durfte ihn auf seinem Weg angreifen.

»Bin gespannt«, murmelte Bender und sah wie gebannt auf den Schirm, »wie Grams es diesmal anstellen wird. Die Nacht bricht bald herein, und es wird dunkel. Jagdzeit für den Springer ...«

*

Das wußte Grams auch.

Vom Hügel aus war es ihm gelungen, die Position der feindlichen Figuren blitzschnell zu registrieren.

Während er in das schützende Gelände unterhalb des kahlen Hügels zurückeilte, entstand vor seinem geistigen Auge das Schachbrettmuster.

Der schwarze Springer! Das war eine ganz klare Entscheidung. Weiß hätte verrückt sein müssen, wenn er seinen Bauer nicht gegen einen feindlichen Läufer eintauschte – und Schwarz wußte das auch. Er würde den Bauern, der ihm den Läufer genommen hatte, mit seinem Springer schlagen.

Grams wußte, durch welchen Graben der Springer kommen mußte. Aber hundert Meter waren eine lange Strecke, und auf dem Nebefeld stand keine Figur. Der Springer durfte es ungefährdet benutzen, um in sein eigenes zu gelangen.

Die Dämmerung sank herab. Der Springer besaß eine Schnellfeuerwaffe, wahrscheinlich eine Maschinenpistole. Und den Infrarotsucher, der bis zu hundert Meter Entfernung selbst die Körperwärme einer Maus anzeigte.

Aber noch war es nicht völlig finster geworden.

Grams überlegte einen Augenblick, dann entschied er sich für einen Baum, der seiner Meinung nach recht günstig stand. Mit einer Geschicklichkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte, kletterte er bis zum Gipfel empor, wobei er die Lanze jedoch in der untersten Astgabelung zurückließ. Hier oben brauchte er sie nicht. Die Fernsehzuschauer konnten ihn sehen, denn die Dunkellichtscheinwerfer hellten die Gegend für die Kameras auf. Ihre für Grams' Augen unsichtbaren Strahlen wurden aber erst durch Spezial-

filter in sichtbare Lichtwellen umgewandelt. Für die Spieler blieb es demnach dunkel.

Nicht ganz so für den Springer. Sein kleines Infrarotgerät bedeutete eine unschätzbare Hilfe, wenn es galt, in der Finsternis ein lebendes Wesen auszumachen. Und wenn er es auf dem winzigen Bildschirm seines Zielfernrohrs entdeckte, brauchte er nur noch zu schießen.

Grams rechnete damit, daß der schwarze Springer nicht gleich auf die Idee kam, die Baumwipfel abzusuchen. Er würde sich erst einmal um die Bodenverstecke kümmern. Und da konnte er lange suchen. Außerdem war es immer noch so hell, daß Grams seinen Gegner mit bloßem Auge erkennen konnte. Er hatte den schwarzen Läufer noch gerade rechtzeitig erledigen können.

Er setzte sich so, daß er schnell in die untere Astgabel zurückgleiten konnte, wo die Lanze auf ihn wartete. Vielleicht würde er sie nicht einmal brauchen.

Die beiden Gräben rechts und links stießen dort zusammen, wo sich der Springer entscheiden mußte, welchen Weg er nahm. Entweder drang er sofort in Grams' Gebiet ein, oder er wählte den Umweg über das unbesetzte Nachbarfeld. Der Graben, durch den er jetzt kommen mußte, trennte hingegen zwei besetzte Felder. Sie durfte er nicht betreten.

Professor Kofoltow, der Erfinder des Todeschachs, hatte bei der Aufstellung seiner Regeln an alles gedacht. Es handelte sich im Grunde genommen

um eine Weiterentwicklung des Schachspiels der mittelalterlichen Maharadschas, die mit lebenden Figuren zogen und schlugen. Kofoltow kombinierte dieses an sich harmlose Spiel mit den Gladiatorenkämpfen der altrömischen Kaiserepoche.

Das Spiel mit dem Tod hatte schon immer seine Reize gehabt, auch in der modernen und angeblich so humanen Zeit. Aber selbst die Rennfahrer auf den Pisten spielten mit ihrem Leben, und die Zuschauer ergötzten sich am Nervenkitzel. Und oft waren es auch gerade diese Zuschauer, die ihre Sensationsgier mit dem Leben bezahlten.

Kofoltow vertrat die Ansicht, daß Todesschach humaner als Autorennen war, denn beim Spiel konnte nur der getötet werden, der sich freiwillig dazu meldete. Und jede der Figuren war ein Freiwilliger. Das Gesetz verbot, daß jemand zur Teilnahme am Spiel gezwungen wurde.

Die beiden Spieler selbst, die in ihren Luftjachten hoch über dem Gelände standen und das Geschehen leiteten, riskierten zwar nicht ihr Leben, wohl aber ihren Ruf und ihr Vermögen. Denn obwohl die Fernsehgesellschaften enorme Summen zahlten, genügte das nicht allein, die Kosten des Spiels zu tragen. Dem Sieger winkten Popularität und Reichtum, dem Verlierer oft der finanzielle Ruin. Auch das gehörte zum Nervenkitzel für die Massen, die sich vor ihren Bildschirmen fast zu Tode gelangweilt hatten – bis Professor Kofoltow das Spiel erfand.

Grams verschmolz mit dem Laub, als er den

Springer sah. Die schwarze Figur setzte über den Graben und blieb unter einem Baum reglos liegen. Für eine Sekunde blitzte der Lauf der Waffe im Schein der silbernen Mondsichel.

Grams war fünfzig Jahre alt geworden, ehe er sich zum ersten Mal zu einem Spiel meldete. Er wußte nicht mehr, wieviel Gegner er im Verlauf der letzten beiden Jahre getötet hatte, aber er wußte, daß auf seinem Bankkonto bald genug Geld lag, das ihn selbst zum Spieler machen konnte. Noch drei oder vier Spiele, und er hatte es geschafft.

Oder er war tot.

Der Springer mußte klein und schwächling sein, vielleicht noch sehr jung. Soviel hatte er noch sehen können, ehe er in der Deckung verschwand. Aber was machte das schon? Wer sich meldete, mußte den Tod einkalkulieren. Immerhin handelte es sich nicht um ein dummes Glücksspiel, sondern Mut, List und Intelligenz entschieden über den Ausgang eines Duells. Kofoltow hatte erklärt, daß der Selbstmord eines Verzweifelten nach einem verlorenen Roulettespiel ungleich grausamer und unmenschlicher sei als das Todesschach.

Der Springer trug seinen Namen zu recht. Mit einem blitzschnellen Satz wechselte er seine Stellung und verschmolz erneut mit dem Boden. Diesmal lag er im Schatten, unsichtbar und sicher. Grams fluchte in sich hinein, denn nun mußte er doppelt aufpassen. Wenn er den anschleichenden Springer verlor, konnte das gefährlich für ihn werden.

Und er *mußte* den Springer besiegen, ganz abgesehen von der Tatsache, daß er weiterleben wollte. Aber er würde sich dann in den schwarzen Springer verwandeln, und da er das Spiel gut im Kopf hatte, würde er beim nächsten Zug seines neuen Herrn, Schwarz, den weißen König schachmatt setzen können. Seinen bisherigen König, aber das spielte keine Rolle. Die Figuren kämpften nicht für ihre jeweiligen Spieler, sondern lediglich um ihr eigenes Leben.

Und das machte alles so unbeschreiblich spannend.

Wieder eine Bewegung!

Diesmal deutlicher, denn der Himmel war dunkler und der Mondschein etwas heller geworden. Zum Glück standen noch immer keine Wolken am Himmel.

Der Springer mußte jetzt in seiner neuen Deckung liegen und den Lauf seiner Waffe langsam kreisen lassen, um seinen verborgenen Gegner zu entdecken. Wenn er dabei nicht auf den Gedanken kam, auch die Baumwipfel abzusuchen, fand er nichts. Er mußte dann annehmen, daß der zu schlagende Bauer hinter dem Hügel auf ihn wartete. Er würde weiter in das feindliche Feld eindringen.

Und genau darauf hoffte Grams.

*

Bender beugte sich plötzlich vor und schaltete das Videogerät ab, ohne seinen Gast vorher zu fragen.

»Die beiden werden sich die ganze Nacht belauern – das ist doch mehr als langweilig, Larko. Außerdem bin ich müde geworden. Vielleicht trinken wir ein Glas und unterhalten uns noch ein wenig. Finden Sie das nicht amüsanter?«

Larko machte keine Einwände.

»Zwar hätte ich gern gewußt, ob Ihr Grams auch diesmal siegreich bleibt, aber das erfahren wir ja morgen noch früh genug. Ehrlich gesagt, ich habe auch genug für heute. Noch ein Stündchen, dann muß ich nach Hause. Sie sehen, mein Freund, selbst das Spiel mit dem Tod ist schon nicht mehr aufregend genug, um unsere Müdigkeit zu vertreiben.«

Sie waren bei ihrem Lieblingsthema. Wieder einmal. Bender schenkte ein.

»Sagen Sie das nicht, es wird nur zur Gewohnheit. Das ist alles. Vielleicht wird man in naher Zukunft noch aufregendere Sachen erdenken und in die Tat umsetzen. Diesmal werde ich gegen jede derartige Neuerung stimmen, Larko, das versichere ich Ihnen.«

»Das haben Sie allein mit Ihrem Gewissen zu verantworten, Bender. Wenn Sie das Sicherheitsventil eines Dampfkessels schließen, weil Sie das Geräusch des auszischenden Dampfes stört, dann müssen Sie eben mit der Explosion des Kessels rechnen. Aber – ist die Explosion nicht gefährlicher?«

»Sie und Ihre Gleichnisse, Larko! Es gibt schon längst keine Dampfkessel mehr.«

»Aber es kann noch Explosionen geben, mein Lie-

ber. Sie haben bestimmt schon über Grödig nachgedacht, oder nicht?«

Bender nickte.

»Das war ein Fehler der Regierungspartei. Wie kann man nur auf den verrückten Gedanken kommen, einen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts aus dem Tiefschlaf zu wecken? Welche politischen Ratschläge soll ein solcher Mann uns geben können? Warum werden *wir* denn nicht gefragt, wenn man nicht mehr weiter weiß? Nein, da wecken sie Grödig, einen Menschen auf, der die Erinnerung an die Ideale des vergangenen Jahrhunderts noch frisch in sich trägt. Was soll man mit ihm anfangen?«

»Eben, Bender, haben Sie es gesagt: Ideale! Die Leute damals hatten wenigstens noch Ideale, wenn auch manchmal recht unsinnige. Aber Grödig könnte uns wertvolle Impulse geben, und mehr will auch die Regierungspartei nicht von ihm. Erinnern Sie sich seiner ersten Ansprachen, die über alle Videosender der Welt gingen. Selbst die südliche Halbkugel war angeschlossen. War doch heller Wahnsinn, was der Bursche so von sich gab, aber der Erfolg war durchschlagend. Die größten Phrasen wurden vom Volk geschluckt, als wären sie eine Medizin zur Verjüngung. Freiheit, Brüderlichkeit, soziale Gleichberechtigung, Sicherheit, Frieden ... ich kann das schon nicht mehr hören! Haben wir doch alles. Es liegt doch am Individuum, ob es den Weg nach oben schafft oder nicht. Ist immer so, auch in einer Gesellschaft, die gerade die soziale Gleichberechtigung

predigt. Aber wenn Grödig das sagt, klingt es eben anders.«

»Die Massen finden es faszinierend, einen Menschen, der eigentlich schon längst tot sein müßte, lebendig auf dem Bildschirm zu sehen. Sie hören ihn sprechen, und sie glauben ihm. Eine Gefahr!«

»Natürlich eine Gefahr, der man jedoch begegnen kann. Haben Sie noch nie daran gedacht, daß es für jedes Gift ein Gegengift gibt? Ja, man kann sogar in unserer Gesellschaft eine solche Gefahr eliminieren.«

»Wie meinen Sie das?«

Larko kam in sein Element. Längst war das To-desschach vergessen und ein neues Problem aufge-taucht. Ein Problem, das mindestens so spannend und aufregend war wie die Duelle auf Leben und Tod.

»Grödig predigt Ideale, die bei den Massen Ein-druck hinterlassen. Ich weiß, daß kein einziger Mensch in Wirklichkeit an die Parolen dieses Ana-chronismus glaubt, aber sie gefallen. Und das ist die Gefahr. Aber lassen wir Grödig reden. Wir müssen die Regierungspartei davon überzeugen, daß es Wahnsinn wäre, Grödig einzusperren oder ihn gar zu töten. Wir müssen ihn reden lassen und dabei unter Kontrolle halten. Von mir aus lassen wir ihn auch regieren und ...«

»Regieren? Sind Sie wahnsinnig, Larko?«

Larko lächelte breit.

»Natürlich nur zum Schein, Bender. Warum setzen wir Grödig nicht in einen abgesicherten Palast, ein-

gerichtet wie ein gigantisches Hauptquartier mit allen technischen Möglichkeiten moderner Nachrichtenübermittlung? Bildschirme, Visiphone, Befehlskontrollpulte, Waffenzentralen, Sendestationen ... was immer Sie wollen. Und dann lassen wir ihn regieren. Und sein Tun und Lassen geht über die Kanäle der Welt, teils als Abschreckung, teils zur Ermunterung. Wie man will.«

Bender schüttelte den Kopf.

»Sie sind verrückt, Larko. Glauben Sie im Ernst, die Regierung würde ein solches Projekt finanzieren?«

»Ja, wenn man ihr die Vorteile klarmacht. Die Masse des Volkes hat wieder ihren Spaß, und er kostet nicht einmal viel. Und Grödig ist zur Lächerlichkeit verurteilt, denn niemand wird ihn dann noch ernst nehmen.« Larko rückte den Sessel ein wenig zur Seite, um Bender besser sehen zu können. »Sie wissen doch hoffentlich, daß es bereits illegale Gruppen gibt, die Grödig zur Macht bringen wollen, und zwar allen Ernstes. Er hat es verstanden, die alten und längst vergessenen Ressentiments gegen die südliche Welt wieder aufleben zu lassen. Afrika, Asien und Südamerika horchen auf. Grödig, ein Faschist – oder wie man das einst nannte. Er wird den Norden für den Krieg vorbereiten. So denkt man. Wir müssen etwas dagegen tun.«

Bender dachte nach. Was Larko sagte, klang einleuchtend. Die Gefahr Grödig war eine Realität, wenn auch die Regierung noch glaubte, leicht mit ihr

fertig werden zu können. Sie schien jedoch vergessen zu haben, daß ein toter Märtyrer mehr Schaden anrichten konnte als ein lebendiger Fanatiker.

Sie vergaß die Untergrundbewegung Grödigs.

»Ich werde Sie morgen in der Sitzung des Nord-Parlamentes unterstützen, Larko. Wenigstens in diesem Punkt. Grödig muß zur Fernsehshow werden. Er soll glauben, die Welt zu beherrschen, dann wird er endgültig die Maske fallen lassen – und nichts als Haß ernten. Damit ist er erledigt.«

Larko lächelte noch immer.

»Fein, daß wir uns einig sind.« Er deutete zum Bildschirm. »Wollen wir kurz einschalten, um zu sehen, ob Grams noch lebt?«

Bender nickte.

Grams lebte noch.

Die einzelnen Spielfelder waren nicht identisch, und das dem Läufer abgenommene Feld kannte er nicht. Es gab immer nur ein Merkmal, das auf jedem der vierundsechzig Felder zu finden war: der zehn Meter hohe kahle Hügel in der Mitte.

Die Sichel des Mondes leuchtete stärker als zuvor. Der Schein warf schwache Schatten und ließ Einzelheiten erkennen, wenn man gute Augen hatte. Und Grams hatte sehr gute Augen.

Endlich, nachdem er eine halbe Stunde gewartet hatte, sah er das metallische Aufblitzen in der Finsternis der Mulde. Der Springer war unvorsichtig gewesen und hatte den Lauf der Waffe soweit ange-

hoben, daß er in den Bereich der Mondstrahlen geriet. Damit hatte er sich verraten.

Er saß also noch immer in seinem Versteck.

Grams atmete auf. Er hatte es mit einem unentschlossenen und etwas ängstlichen Charakter zu tun. Damit wurde er fertig. Dem Gegner halfen auch seine überlegenen Waffen nichts. Es kam nur noch darauf an, ihn im richtigen Augenblick zu überraschen.

Vorsichtig ließ er sich am Stamm herabgleiten, immer darauf bedacht, kein Geräusch zu verursachen und das Holz zwischen sich und dem Infrarotsucher des Springers zu haben. Die winzigen Spuren seiner Körperwärme, die um den Stamm herum abstrahlten, würden ihn kaum verraten.

Seine Hand spürte den Lanzenschaft. Er überlegte fünf oder sechs Sekunden, dann verzichtete er auf seine Waffe. Sie würde ihm nicht viel nützen, wenn er frühzeitig entdeckt wurde, und das konnte er nur vermeiden, wenn er übervorsichtig war. Mit der Lanze behinderte er sich selbst.

Das nächste Mal – wenn es ein nächstes Mal gab – würde er ein Messer wählen, falls er als Bauer beginnen mußte.

Er hing am untersten Ast und berührte mit den Zehenspitzen den Boden, immer noch hinter dem Stamm verborgen. Vorsichtig ließ er los. Nun stand er zwar in ausgezeichneter Deckung, aber der Springer lag in einer Mulde. Damit aber auch sein Gewehr, oder was immer er als Schnellfeuerwaffe gewählt hatte.

Und natürlich das Infrarotgerät.

Grams blieb vorerst, wo er war. Er dachte daran, daß ihn Millionen sensationslüsterner Videozuschauer nun sehen konnten, als wäre es heller Tag. Sie konnten jede seiner Bewegungen beobachten und würden ihre Wetten abschließen.

Das Gefühl, ständig überwacht zu werden, störte ihn ein wenig, aber es ließ sich nicht ändern. Es gehörte zu den Spielregeln.

Da, ein Geräusch ...!

Der Springer kroch aus seinem Versteck.

Grams machte sich schmal, um die Baumdeckung nicht zu verlieren. Es war lebenswichtig, daß er nicht von den suchenden Infrarotstrahlen erfaßt wurde. Solange sein Gegner ihn nicht ortete, würde er sich sicher fühlen und unvorsichtig werden.

Und dann ging alles sehr schnell.

Grams hörte, daß sich seinem Baumversteck leise Schritte näherten. Ihm war klar, was der Springer vorhatte. Er wollte zum Hügel, von wo aus er sein Suchgerät am günstigsten einsetzen konnte. Vom Gipfel des kahlen Hügels aus konnte das ganze Feld eingesehen werden.

Im Mondschein erkannte Grams Sekunden später die dunklen Umrissse seines Gegners, der schwächig und überraschend klein war. Er sah die Waffe, eine kleine Maschinenpistole mit einem fünfzigschüssigen Magazin. Eine tödliche Waffe in der Hand eines geübten Schützen. Wenn der Springer erst einmal seinen Gegner entdeckt hatte, gab es kein Entrinnen

mehr. Dann war Grams rettungslos verloren.

Als der Springer zwei Meter entfernt an dem Baum vorbeiging, sprang Grams, beide Hände vorgestreckt. Der Gegner stürzte zu Boden und Grams mit ihm. Er hatte zwar sein Ziel – den Hals des Springers – verfehlt, aber er ließ den Körper nicht aus seinen harten Fäusten. Mit den Füßen half er nach, auf den Gegner zu gelangen, den er fest gegen den Boden preßte. Aber dann achtete er nicht auf dessen linke Hand.

Er merkte es, als es fast zu spät war. Der Kolben der Waffe traf nicht seinen Kopf, nur die Schulter. Schmerz durchzuckte ihn, und beinahe hätte er losgelassen. Aber dann, noch ehe der zweite Schlag landen konnte, griff er zu. Er fing die Waffe am Lauf ab, bog sie zur Seite und entriß sie dem Springer mit einem mächtigen Schwung.

Er warf sie einfach in die Dunkelheit.

Eine Minute später war es vorbei.

Er wunderte sich ein wenig, daß es so einfach gewesen war, denn sein Gegner hatte sich kaum gewehrt. Er mußte ein Schwächling sein. Wenn schon die körperlichen Kräfte fehlten, mußten sie durch Intelligenz oder zumindest List ersetzt werden. Der Springer hatte von alledem nichts gezeigt.

Grams ließ sich Zeit. Er rollte den erschläfften Körper des Springers zur Seite und entledigte sich seines eigenen Umhanges. Mit ein wenig Bedauern stellte er fest, daß er nun nicht mehr für Weiß kämpfen würde, auf der anderen Seite hatte sein Spieler es

nicht anders verdient. Schwarz hingegen hatte ihm die Chance gegeben, vom Bauern zum Springer aufzusteigen und später den König schachmatt zu setzen. Das gab eine hohe Prämie.

Als er dem toten Springer den Umhang abnahm, stutzte er.

Seine tastenden Hände bestätigten ihm, was er fast vermutet hatte.

Sein Gegner war eine Frau gewesen, eine noch junge und wahrscheinlich auch hübsche Frau.

Dann zuckte er die Schultern, nahm das zusammengerollte Banner des schwarzen Springers und machte sich auf den Weg zum Hügel, wo er es gegen sein Bauernbanner austauschen würde.

Dann erst würde Weiß den nächsten Zug ansagen.

*

Thorn hatte eine wichtige Botschaft zu überbringen.

Er war noch jung, höchstens vierundzwanzig Jahre alt, Student der Sozialwissenschaften und Schach-Juniorenmeister – allerdings nur im normalen Schach, und das auch nur im Nordstaat. Er wäre niemals auf den Gedanken gekommen, an einer Partie Todeschach teilzunehmen.

Der Stratoliner setzte zur Landung an und rollte aus. Die Skyline von Terrapolis begrenzte den Horizont, auf der anderen Seite lag das Meer, das er gerade in einer knappen Stunde überquert hatte.

Thorn wußte nicht, wer sein Kontaktmann sein

würde, aber er kannte das Signal und die Parole. Es konnte keine Mißverständnisse geben.

Das Lufttaxi brachte ihn in die Stadt. Das Hotelzimmer war bestellt, und auch hier war jeder Zufall ausgeschaltet worden. Die Untergrundbewegung verfügte über ausgezeichnete Verbindungen, wenn auch kaum einer den anderen kannte. Das Ziel jedoch war klar:

Grödig sollte an die Macht gelangen.

Seit einigen Monaten trieben sie mit ihm ihr unwürdiges Spiel. Der Mann aus der Vergangenheit mit seinen Phrasen und nationalen Parolen lebte im Regierungspalast und bildete sich ein, so etwas wie der Herr der Welt zu sein. Simulierte Fernsehsendungen täuschten ihn über alle Realitäten hinweg. Er saß hinter einem mächtigen Kommandopult, dessen Leitungen irgendwo in einem geheimen Schaltzentrum endeten. Er saß da und gab seine Befehle. Auf den Schirmen konnte er sich davon überzeugen, daß sie ausgeführt wurden.

Einmal hatte er angeordnet, daß eine Gruppe von Touristen aus dem Süden, alles Farbige, verhaftet und wegen Spionage hingerichtet werden sollte. Ohne Verhandlung, ohne jeden ersichtlichen Grund. Die Schaltzentrale hatte ihm den Gefallen getan. Mit Hilfe alter Filme gaukelte man dem Diktator das grausige Schauspiel vor.

Die Welt nahm Anteil an der makabren Komödie. Endlich einmal etwas anderes als die Spielfilme oder das Schachspiel. Da saß ein Mann in einem Palast

und bildete sich ein, die Welt zu regieren! Und er tat es in den Augen vieler nicht einmal so schlecht. Er praktizierte den ... na, wie hieß es noch einmal? Ach ja: Faschismus oder so ähnlich. Oder Nationalismus. Aber das war ja egal.

Wichtig war nur, daß man sich unterhielt.

Und dann war die Untergrundbewegung entstanden, die Grödig wirklich zur Macht bringen wollte. Meist waren es junge Leute, die sich gegen die bestehende Ordnung auflehnten, die ihnen nichts mehr zu bieten hatte. Mit Spielen allein war die tödliche Langeweile und der Stillstand jeden Fortschritts nicht mehr zu bekämpfen.

Grödig war ihre letzte Hoffnung. Wenn es aus dem Videospiel blutiger Ernst wurde, konnte die Welt aufgerüttelt werden.

Thorn wußte, daß nur wenige in der Untergrundbewegung wirklich so dachten. Viele sahen in Grödig das Heil der Menschheit. Und natürlich sahen sie in ihm auch ihren eigenen Vorteil. Sie vertraten die Auffassung, daß nur eine harte und unerbittliche Hand Nord und Süd zusammenführen und die Welt wirklich einigen könnte.

Thorn war der Untergrundbewegung beigetreten, weil allein ihre bloße Existenz seiner Meinung nach genügen mußte, die Völker und die Regierung zur Vernunft zu bringen. Darum unterstützte er sie.

Im Hotel fand er die erwartete Botschaft vor. Sein Kontaktmann würde ihn noch heute abend aufsuchen und die Informationen entgegennehmen. Denn solche

Botschaften konnten nur durch Kuriere überbracht werden. Es gab keinen einzigen Sendekanal oder ein einziges Kabel mehr, das nicht ständig überwacht wurde.

Thorn setzte sich in die Bar und wartete.

Er dachte an Mira und fragte sich, wo sie heute wohl sein würde.

Mira war zwanzig Jahre alt und ein außergewöhnlich attraktives Mädchen. Seit ihrer Kindheit war sie mit Thorn befreundet, und niemals würde sie einem anderen Mann gehören. Eines Tages würden sie heiraten.

Auch sie arbeitete in der Untergrundbewegung, weil Thorn dafür arbeitete. Sie sah seine Gründe ein.

Jetzt in den Semesterferien – auch Mira studierte Sozialwissenschaften – blieb mehr Zeit, die Sache der Gerechtigkeit zu unterstützen. Die einzelnen Gruppen der Rebellen standen nur lose miteinander in Verbindung, und seit einigen Tagen war die Bewegung durch einen offiziellen Regierungserlaß verboten worden. Wer dabei erwischt wurde, daß er für Grödig arbeitete, konnte nach Io deportiert werden.

Auf dem Jupitermond arbeiteten Strafgefangene unter strenger Aufsicht in den Erzminen. Es war noch nie jemand gelungen, von dort zu fliehen.

Die Deportation nach Io war so gut wie ein Todesurteil.

Sie wußte, daß Thorn heute unterwegs war und erst morgen zurückkommen würde. Eine Zeitlang widmete sie sich dem Videoprogramm, sah Grams

den weiblichen Springer töten und später den König matt setzen. Dann schaltete sie um auf den Grödig-Kanal, der eine Ansprache des vermeintlichen Diktators brachte. Es war peinlich, dem Mann zuzuhören, den man pro forma und aus ideellen Gründen an die Macht bringen wollte. Die abgedroschenen Phrasen des zwanzigsten Jahrhunderts schienen Mira noch dekadenter und primitiver als die heutigen zu sein. Reinheit der Rasse und Kampf dem Süden! Was sollte das? Was bedeutete das überhaupt: Rasse? Waren sie nicht alle Menschen, und spielte da die Hautfarbe überhaupt noch eine Rolle? Viele hatten gehofft, dieser ganze Unsinn würde im Zeitalter der Raumfahrt endgültig begraben werden, aber sie hatten vergeblich gehofft. Die politischen Schranken waren abgebaut worden, dafür wurden die religiösen und rassischen unüberwindbar.

Statt des Konfliktes zwischen Ost und West gab es nun den zwischen Nord und Süd.

Mira seufzte und schaltete ab. Grödig predigte den Krieg, das stand fest. Und die Massen wollten den Krieg, weil ein Krieg interessanter als die Schachspiele war.

Die Langeweile und der Wohlstand bekamen der Menschheit nicht.

Aber ein Grödig als Ausweg!?

Als Mira im Bett lag, versuchte sie darüber nachzudenken, ob es keine andere und bessere Lösung des Problems gab, aber ihr fiel nichts ein.

Die Schocktherapie mit Grödig war und blieb die

einzigste Alternative.

Als viel später – der Morgen begann schon zu grauen – der Türsummer sie weckte, ahnte sie nichts Böses. Vielleicht war es Thorn, der früher als erwartet zurückkehrte. Sie lebten zusammen, wie ein Ehepaar. Die Heirat würde nur noch eine Formsache sein.

Auf dem kleinen Bildschirm sah sie die Gesichter zweier Männer, die sie nicht kannte. Freunde der Untergrundbewegung? Vielleicht, aber nicht sicher. Brachten sie Nachricht von Thorn?

Thorn!

Heißer Schreck durchzuckte sie, und ohne eine Frage zu stellen, öffnete sie das elektronische Türschloß. Sie warf sich den Morgenmantel um und ging den Besuchern entgegen.

»Mira, Studentin der Sozialwissenschaften?«

Er sah nicht schlecht aus, stellte Mira bei sich fest, aber seine Augen gefielen ihr nicht. Sie blickten sie forschend und kalt an, als er seine Frage stellte. Der zweite Mann sah sich aufmerksam nach allen Seiten um, als suche er etwas.

Mira nickte.

»Sie leben mit einem gewissen Thorn zusammen, ebenfalls Student? «

»Ja, das stimmt. Wer sind Sie und warum fragen Sie? Es ist mitten in der Nacht und ich ...«

Der Mann griff in die Tasche und streckte ihr eine silberne Marke entgegen, um sie gleich wieder verschwinden zu lassen.

»Sicherheit, Miß Mira. Wir müssen Sie leider bitten, uns zu begleiten.«

In dieser Sekunde wurde der Verdacht in Mira zur Gewißheit: es war etwas passiert, etwas Schreckliches. Vielleicht war Thorn verhaftet worden, aber der hätte sie nicht verraten. Es würde besser sein, den Namen des Freundes nicht mehr zu erwähnen, auch wenn sie danach gefragt wurde.

»Warum?«

»Sie werden es rechtzeitig erfahren, Miß. Sie haben fünf Minuten, sich anzuziehen. Nehmen Sie einen Koffer mit, als wollten Sie verreisen. Und noch etwas.« Er nickte seinem Begleiter zu. »Schreiben Sie einen kurzen Brief an diesen Thorn. Erklären Sie ihm Ihre Abwesenheit. Besuch bei der Mutter oder so etwas.« Wieder sah er sich suchend um. »Wo steckt Thorn übrigens? Er ist nicht hier?«

Mira bemühte sich, ihre Erleichterung nicht zu zeigen. Sie wußten also nichts.

»Ich weiß es nicht. Er kam gestern nicht nach Hause.«

»Kommt das oft vor?«

»Ja. Er sagt mir nicht, wie er seine Freizeit verbringt. Wir sind nicht verheiratet.«

Der Mann vom Sicherheitsdienst grinste.

»Machen Sie schon, wie haben wenig Zeit.«

Von der Sekunde an, in der Mira sich sicher war, daß sie Thorn nicht verdächtigten oder gar schon festgenommen hatten, war ihr das eigene Schicksal relativ egal, zumindest redete sie sich das ein. Solange

Thorn frei war, würde er alles Menschenmögliche unternehmen, sie wieder aus dem Gefängnis zu holen. Denn dort würde man sie hinbringen, daran konnte es keinen Zweifel geben. Vielleicht würde sie niemals erfahren, wer sie verraten hatte – gewollt oder ungewollt.

Aber noch hatte ihr niemand gesagt, warum sie überhaupt verhaftet wurde. Noch stand nicht fest, daß man Beweise gegen sie besaß.

Sie kleidete sich an, packte ihren kleinen Koffer, schrieb den verlangten Brief und verschloß die Wohnung. Niemand hinderte sie daran. Sie hatten sie nicht einmal durchsucht. Waren sie sich ihrer Sache so sicher?

Unten wartete ein Wagen, elektronisch gesteuert und bereits programmiert. Als sich die Türen schlossen, setzte er sich automatisch in Bewegung.

Sie saß zwischen den beiden Männern.

Sie wußte, daß Fragen sinnlos waren; niemand würde ihr antworten. Also blieb sie stumm, bis der Wagen in den Hof des Innenministeriums einbog. Hier befand sich auch das Hauptquartier der Sicherheit. Man führte sie in das Gebäude, und dann saß sie einem Mann gegenüber, den sie von den Photos her kannte:

Breda, der Minister für Sicherheit.

Immer wieder waren die Widerstandskämpfer der Untergrundbewegung vor diesem Mann gewarnt worden. Er galt als unberechenbar, aber unbestechlich, als kalt und grausam. Aber auch als gerecht.

Wenn jemand seine Unschuld beweisen konnte, war Breda der letzte, der ihn festhielt oder gar verurteilen ließ.

Mira jedoch hatte kein reines Gewissen.

Sie erschrak, als sie Breda erkannte, der sie mit wachem Blick beobachtete und jede ihrer innersten Regungen zu registrieren schien. Es war erstaunlich, daß ein so hoher Regierungsbeamter sich zu so früher Morgenstunde herabließ, einen Verdächtigen zu verhören.

»Sie sind Mira, die Studentin?«

»Ja, Sir.«

Er nickte.

»Sie wissen, warum Sie hier sind?«

Sie schüttelte instinktiv den Kopf. Leugnen! hatte man ihr eingeprägt. Solange leugnen, bis man von den Beweisen erdrückt wird, und dann schweigen. Absolut schweigen, egal was passiert.

Breda ließ sich nicht beeindrucken.

»Wir verhaften niemanden, gegen den nichts vorliegt, Mira. Wir wissen, daß Sie zur Grödigbewegung gehören. Wir wissen es schon lange, aber wir hatten niemals die Beweise. Jetzt haben wir sie. Einer Ihrer Freunde war so vernünftig, seinen Irrtum einzusehen. Leider waren ihm viel zuwenig Namen bekannt.«

»Ich weiß nichts von dieser Bewegung.«

Er lächelte kalt.

»Nicht alles, das ist uns bekannt. Aber Sie arbeiten für sie. Und das genügt, Sie nach Io zu schicken. Vielleicht läßt sich das aber vermeiden, wenn Sie uns

helfen. Ihr Freund, der uns half, sitzt seine Strafe in einem hiesigen Gefängnis ab. Er wird bald wieder frei sein.«

»Ich habe nichts zu sagen, Sir.«

Er betrachtete sie einige Sekunden, dann zuckte er die Achseln und griff nach einigen Akten. Er blätterte sie durch, dann sah er sie wieder an.

»Schade, Mira. Schade um Sie. Niemand kehrt von Io zurück. Es ist die Hölle. Frauen und Männer leben dort nicht getrennt. Sie werden sich dort einen neuen Freund suchen müssen, der Sie beschützt. Umsonst wird er es nicht machen.«

Sie erschauerte innerlich und klammerte sich an den Armlehnen des Stuhls fest, als ertrüge sie bereits den Andruck der Transportrakete zum Jupitermond. Sie wußte, was Breda andeuten wollte. Sie wußte es nur zu genau.

»Sie schicken keinen Unschuldigen nach Io, Sir. Das sagten Sie selbst.«

Er nickte gelassen.

»Ich bleibe auch dabei. Keinen Unschuldigen, und keinen, der uns behilflich ist. Was also wissen Sie? Wo sind die Kontaktmänner? Wer ist der Führer der Organisation? Sagen Sie mir alles, was Sie wissen. Es wird Sie vor einem fürchterlichen Schicksal bewahren.«

Mira begriff, wie sinnlos ihr Leugnen sein mußte, aber noch hatte man ihr keine stichhaltigen Beweise geliefert. Vielleicht bluffte Breda nur.

Vielleicht ...

»Ich habe nichts mit Grödig und seinen Leuten zu tun.«

Abermals nahm er die Akte, nahm ein Blatt heraus und las vor:

»Aussage des Medizinstudenten Derek Fall vom September des Jahres: ›... überbrachte ich eine Nachricht als Kurier der Studentin Mira, wohnhaft ...‹, nun ja, die Adresse ist Ihnen ja bekannt. Weiter geht es: ›Mira gehört seit zwei Monaten zur Organisation und lebt mit einem gewissen Thorn zusammen, der mir unbekannt ist. Ich hatte den Auftrag, die Botschaft so zu überbringen, daß er nichts davon erfuhr. Ebenfalls in unserer Stadt lebt ...‹ – doch das geht Sie nichts an, Mira.« Er hielt ihr das Blatt hin. »Wollen Sie sich selbst überzeugen?«

Mira schüttelte den Kopf. Sie hatte beschlossen, ihre Taktik zu ändern, um wenigstens etwas zu retten. Sie wußte, daß sie unter den pausenlosen Verhören früher oder später zusammenbrechen mußte.

»Also gut, ich habe für die Organisation gearbeitet. Ich weiß aber nichts von ihr, ich kenne den Chef nicht, ich bin nur ein ganz kleines Licht. Ab und zu überbrachte ich Nachrichten, das ist alles.«

»Aha, sehen Sie, das klingt schon vernünftiger. Und nun nennen Sie noch die Namen, dann ist alles in Ordnung. Sie können in Ihre Zelle ...«

»Mir sind keine Namen bekannt, Sir.«

Sein Gesichtsausdruck wurde wieder härter.

»Leugnen Sie nicht, Mira. Es ist sinnlos.«

»Ich sage die Wahrheit.«

»Nein, Sie lügen. Zumindest wissen Sie den Namen des Kontaktmannes, dem Sie Ihre Botschaften überbringen.«

»Eben nicht. Es sind Unbekannte, die Treffpunkte unterschiedlich. Ich kann Ihnen nichts weiter sagen.«

Er lehnte sich vor und drückte einen Knopf auf der Tischplatte ein.

»Wie Sie wollen. Sie werden Zeit erhalten, darüber nachzudenken, ob es nicht besser wäre, mit uns zusammenzuarbeiten. Viel Zeit, Mira.«

Sie sprach kein Wort mehr, als man sie abführte.

*

Thorn hatte seinen Auftrag erledigt und kehrte in seine Stadt zurück. Als er die Wohnung betrat, blieb er ruckartig stehen. Hinter ihm schloß sich die Tür. Das elektronische Schloß klickte leise. Das war das einzige Geräusch, das er hörte.

Mira war nicht zu Hause?

Das war ungewöhnlich, besonders zur Mittagszeit. Sie erwartete ihn zurück.

»Mira?«

Keine Antwort.

Seit Thorn bei der Untergrundbewegung war, lebte er in der ständigen Furcht, entdeckt zu werden.

Seine Hand glitt in die Rocktasche. Der kalte Stahl der Waffe wirkte beruhigend. Seine Finger umklammerten den Griff, als er das Wohnzimmer betrat. Er sah sofort den Brief auf dem Tisch.

Mira war weggefahren. Zu ihrer Mutter?

Miras Mutter war seit drei Jahren tot.

Thorn wußte sofort, daß etwas nicht stimmte. Mira würde niemals so einen Unsinn geschrieben haben, wenn alles in Ordnung war. Man hatte sie gezwungen, diesen Brief zu schreiben, und sie hatte ihm ein Zeichen geben wollen. Sie hatte ihn warnen wollen.

Der Sicherheitsdienst?

Er durchsuchte die ganze Wohnung und stellte fest, daß sie den kleinen Koffer mitgenommen hatte. Toilettensachen fehlten. Pyjama, einige Kleidungsstücke, Wäsche.

Dann fand er den zweiten Hinweis.

Sie hatte ihren Nadler nicht mitgenommen. Niemals wäre Mira ohne ihre kleine Waffe verreist, die sie selbst bei einem Einkaufsbummel nicht vergaß. Wenn die Waffe noch in ihrem Versteck lag, hatte Mira sie aus bestimmten Gründen nicht mitnehmen können, denn niemals würde sie sie vergessen haben.

Und dann der Brief!

Thorn setzte sich. Ihm war klar, was geschehen war. Mira war verhaftet worden. Man hatte sie abgeholt und ihr aufgetragen, den Brief zu schreiben, damit er keinen Verdacht schöpfte. Nun würde man ihn beobachten und jede seiner Reaktionen überprüfen und registrieren. Hätte man gegen ihn einen Verdacht oder Beweise gehabt, wären sie jetzt schon hier und nähmen ihn fest. Es kam also nur auf ihn an, ob er noch länger ein freier Mann blieb oder nicht. Mira würde ihn nicht verraten.

Aber wer hatte Mira verraten?

Vielleicht war es nicht so wichtig, das herauszufinden. Viel wichtiger erschien es Thorn, zuerst einmal jeden Verdacht von sich selbst abzulenken, nur so würde er Mira helfen können – falls er ihr überhaupt helfen konnte.

Breda!

Natürlich konnte er nicht sofort in die Höhle des Löwen vordringen, das wäre wohl zu auffällig. Aber er mußte genau das tun, was jeder normale Bürger an seiner Stelle auch tun würde: Er mußte Mira suchen. Er mußte zur Polizei gehen, wenn er sie nicht fand. Er mußte eine Anzeige erstatten.

Die öffentlichen Nachrichtenmittel wurden überwacht, das wußte Thorn, und es war ihm jetzt sogar recht. Ganz offiziell ließ er eine Videoverbindung mit Miras Schwester herstellen.

Sie war zwei Jahre älter und lebte im Haus der verstorbenen Mutter. Ihr Gesicht leuchtete auf, als sie ihren zukünftigen Schwager erkannte.

»Du, Thorn? Daß du dich mal wieder meldest? Wie geht es euch?«

Es gelang ihm, ein erstauntes Gesicht zu machen.

»Ist Mira nicht bei dir? Sie schrieb mir, sie sei zu ihrer Mutter gefahren. Ich nahm an, sie meinte damit euer Haus ...«

»Mira ist nicht hier, Thorn. Wann schrieb sie das?«

»Ich fand den Brief eben, als ich nach Hause kam. Wo kann sie denn stecken, wenn sie nicht bei dir ist?«

Für die Fahrt benötigt sie höchstens eine Stunde.«

»Ich weiß es nicht, Thorn.« Sie zögerte, dann fragte sie: »Ob es was mit der Sache zu tun hat, in die sie verwickelt ist?«

»Welche Sache?«

Sie zögerte.

»Ich weiß nicht, ob ich es sagen darf, Thorn. Sie bat mich, nur darüber zu sprechen, wenn ihr etwas passierte.«

Thorn erschrak, denn er ahnte, was Mira ihrer Schwester gesagt hatte. Aber wenn er sich jetzt richtig verhielt, würde der Sicherheitsdienst jeden Verdacht gegen ihn fallenlassen müssen. Er war davon überzeugt, daß sie das Gespräch abhörten. Nicht nur das: Sie würden auch ihre Gesichter beobachten.

»Keine Ahnung, wovon du redest. Drücke dich klarer aus.«

»Thorn, meine Schwester hat Verbindung zu einer gewissen Organisation, die inzwischen verboten wurde.«

»Grödig?« Thorn war überzeugt, daß er noch nie in seinem Leben überraschter und ungläubiger ausgesehen hatte als jetzt. »Das glaubst du doch wohl selbst nicht! Mira und so etwas? Nie und nimmer!«

»Sie sagte es mir selbst, Thorn. Mira war immer ein unvernünftiges und schnell handelndes Mädchen. Sie ließ sich schnell begeistern. Vielleicht war sie wirklich so dumm.«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich müßte etwas davon wissen, denn das kann

man doch nicht geheimhalten. Wir leben zusammen, vergiß das nicht. Ich hätte sicher bemerkt, wenn sie Verbindung zu diesen Leuten hätte.« Er griff sich an den Kopf. »Das wäre ja entsetzlich, wenn es stimmte! Ich werde sofort die Polizei benachrichtigen. Sie müssen Mira finden, und dann wissen wir es.«

»Tu das, Thorn. Hilf ihr!«

»Wenn das stimmt, was du sagtest, kann ihr niemand helfen, aber ich hoffe noch immer, es ist ein Irrtum. Wir haben einmal darüber gesprochen. Mira haßte diesen Grödig aus ganzem Herzen. Warum hätte sie mich so belügen sollen?« Er räusperte sich. »Du hörst von mir, sobald ich etwas weiß. Bis dahin – lebe wohl, Dora.«

»Viel Glück, Thorn, und – hilf Mira!«

Der Bildschirm erlosch.

Thorn blieb vor dem Gerät sitzen. Von Technik verstand er nicht allzuviel. Er hatte keine Ahnung, ob es möglich war, ihn mit Hilfe des ausgeschalteten Visiphons zu beobachten. Auch wußte er nicht, ob man in der Wohnung eine Abhöranlage untergebracht hatte. Er mußte sich so benehmen, als sei das der Fall, wenn er auch nicht daran glaubte.

Er ließ sich mit seiner zuständigen Polizeidienststelle verbinden und meldete Mira als vermißt. Als man die näheren Umstände erfuhr, riet man ihm, noch einen Tag mit der Anzeige zu warten. Der Dienststellenleiter war ein älterer Mann und machte einen vertrauenerweckenden Eindruck. Thorn bat, mit ihm persönlich sprechen zu dürfen und wurde für

den Nachmittag bestellt.

Er nahm ein Bad und legte sich noch einige Minuten aufs Bett. Dann legte er seinen Nadler zu Miras Waffe, verschloß die Tür und ging die wenigen Schritte bis zur Polizeistation zu Fuß. Dort wurde er ohne Umschweife zu dem Mann geführt, den er vom Visiphon her schon kannte.

»Nehmen Sie Platz, Mr. Thorn. Wir wollen nicht lange um den heißen Brei herumreden. Als Sie mir erzählten, was los sei, dachte ich mir gleich, was geschehen war. Der Verdacht Ihrer künftigen Schwägerin hat sich leider bestätigt. Ich erhielt soeben vom Sicherheitsministerium die Nachricht, daß eine Studentin Mira wegen Konspiration festgenommen worden sei. Ich kann Ihnen also nicht helfen, Mr. Thorn, so leid es mir auch tut. Der Fall überschreitet meine Kompetenzen. Außerdem wäre auch für Sie jeder Versuch einer Hilfeleistung sinnlos. Sie wissen, was für Strafen drohen, wenn jemand einer Organisation angehört, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Staatsordnung zu gefährden und sogar zu beseitigen.«

Thorn starrte den Polizeioffizier fassungslos an.

»Mira und eine Umstürzlerin! Das kann ich einfach nicht glauben. Auch dann nicht, wenn sie es selbst ihrer Schwester gegenüber geäußert hat. Glauben Sie, daß es möglich ist, den Sicherheitsminister zu sprechen?«

»Breda?« Der Offizier schüttelte den Kopf. »Wohl kaum. Wenn der Fall klar ist, nützt Ihre Fürsprache

nichts. Und wenn er nicht klar sein sollte, bestünde die Gefahr der Verschleierung. Aber bitte, ich will Sie nicht ganz entmutigen. Zumindest haben Sie als Staatsbürger das Recht, zu erfahren, was mit Ihrer Verlobten geschieht. Ich gebe Ihnen ein Dienstschreiben mit. Es wird Ihnen helfen, Breda zu sehen. Aber versprechen Sie sich nicht zuviel davon.«

»Ich will die Wahrheit wissen«, sagte Thorn und bedankte sich.

Wenig später überreichte er das Schreiben der Anmeldung im Sicherheitsministerium. Man bat ihn, Platz zu nehmen und zu warten.

Der Raum war groß und kahl. Er strömte eine Kälte aus, die Thorn schauern machte. An der Tür standen zwei mit Energiegewehren bewaffnete Männer in dunkler Uniform. Es gab keine Treppen oder Türen, die aus dem Raum hinausführten, nur drei Lifts. Einer davon, das wußte Thorn, führte hinab in den Keller, wo sich das Gefängnis befand.

Aus dem mittleren Lift trat ein Mann in Zivil und kam auf ihn zu.

»Student Thorn?«

»Ja.«

»Kommen Sie mit.«

Thorn folgte ihm. Schweigend fuhren sie nach oben, sechs Stockwerke, wie die aufleuchtende Zahl anzeigte. Der Sicherheitsbeamte ging voran, blieb stehen und deutete auf eine Tür Sie haben zehn Minuten.«

Thorn trat ein und blieb an der Tür stehen.

Breda saß hinter seinem Schreibtisch und sah ihm neugierig entgegen. Er lächelte freundlich, aber davon ließ Thorn sich nicht täuschen. Er übersah den kalten Glanz in den Augen des Mannes nicht.

»Verzeihen Sie die Belästigung, Sir ...«

»Bitte, setzen Sie sich. Sie kommen wegen der Studentin Mira, mit der Sie befreundet sind, ich weiß. Nein, stellen Sie jetzt keine Fragen. Ich teile Ihnen den Tatbestand mit, mehr kann ich nicht tun. Ich mußte Mira festnehmen lassen, weil ich erfahren hatte, daß sie der Grödig-Untergrundbewegung angehört. Sie hat es bereits zugegeben. Ich fürchte, Sie können ihr nun auch nicht mehr helfen.«

Thorn spielte seine Rolle ausgezeichnet.

Er sprang vom Stuhl auf und starrte Breda an.

»Mira und Grödig! Das ist doch nicht möglich, Sir! Wir haben uns oft über diesen Scharlatan unterhalten, und ich glaube, sie hat ihn gehaßt. Warum sollte sie seiner Organisation beigetreten sein?«

»Sie wird es uns noch sagen, Thorn.« Breda sah ihn forschend an. »Sie haben es wirklich nicht gewußt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Bestimmt nicht, Sir. Ich hätte ihr niemals einen solchen Unsinn erlaubt. Wir studieren, sind Meister der Junioren-Schachspiele, leben gut und haben eine schöne Wohnung. Wir sind freie Menschen, was sollten wir mit Grödig anfangen?«

»Und doch arbeitete sie für ihn, Thorn. Wie erklären Sie sich das?«

Er schüttelte den Kopf.

»Überhaupt nicht, ich verstehe es einfach nicht. Kann ich mit ihr sprechen, Sir?«

»Es hätte wenig Sinn, Thorn. Sie könnten ihr nicht helfen. Wenn sie uns alles berichtet, was wir wissen wollen, kommt sie mit einer Gefängnisstrafe davon. Wir brauchen die Namen der Hintermänner. Wenn sie aber schweigt und nichts verrät, wird man sie nach Io schicken.«

»Io?« Thorn überließ es heiß und kalt. »Dann ist sie verloren und tot.« Er schlug die Hände vors Gesicht. »Ich kann es noch immer nicht glauben! Wie hat sie es nur angestellt, daß ich nichts davon bemerkte?«

»Frauen sind oft klüger in solchen Dingen als Männer, Thorn. Sie verstehen es, ihre kleinen und großen Geheimnisse für sich zu behalten. Sie haben das schon immer verstanden.«

»Aber Mira! Wir hatten keine Geheimnisse voreinander.«

Breda lächelte, diesmal nicht kalt und abweisend, sondern voller Verständnis.

»Seien Sie froh, Thorn, daß sie doch Geheimnisse vor Ihnen hatte, sonst würden Sie ihr jetzt Gesellschaft leisten. Ja, das wäre es dann wohl. Es tut mir leid, nichts für Sie oder Mira tun zu können. Sie werden das Ergebnis des Verfahrens durch Ihre polizeiliche Dienststelle erfahren können. Sie wissen, die Verhandlung ist in diesem Fall nicht öffentlich. Leben Sie wohl, Thorn.«

Thorn erhob sich.

»Vielleicht sehen wir uns wieder, Sir«, sagte er.

Breda lächelte noch immer.

»In Ihrem Interesse, Thorn, hoffe ich es nicht.«

*

Der König war die einzige Figur des Spiels, die keine Waffe besaß.

Der König brauchte auch keine Waffe, denn er durfte nicht getötet werden. Der letzte Zug des Spiels, der den Gegner matt setzte, war nur eine Formsache.

Vielleicht sollten die Regeln geändert werden, dachte Grams, als er das Feld des schwarzen Königs betrat. Das Banner auf dem Hügel war deutlich zu erkennen. Es wurde vom Licht der untergehenden Sonne angeschieden und rührte sich nicht. Kein Wind wehte.

Es war ein hartes Spiel gewesen, und es hatte drei Tage und Nächte gedauert. Grams spürte die Ermattung, denn er hatte kaum schlafen können. Vier Gegner waren ihm zum Opfer gefallen, und einmal hatte er sogar seinen Läuferumhang gegen den eines Bauern eintauschen müssen.

Doch nun betrat er als Dame das Feld des feindlichen Königs, um das Siegeszeichen für Weiß in Empfang zu nehmen.

Der geschlagene König würde ihn am Fuß des Hügel erwarten.

Zu Beginn des Spiels war es sein eigener König gewesen, aber dann hatte er die Seiten wechseln müssen, als die weiße Königin ihn schlagen sollte. Das war, als er sein Feld mit dem Banner des schwarzen Bauern verteidigte. Der Sieger mußte nach den Regeln die weiße Dame sein. Und Grams siegte. Er tötete die gegnerische Figur in einem kurzen Zweikampf und legte den weißen Umhang an.

Und nun kam er, um seinem früheren König Schach zu bieten.

Eine halbe Stunde später schalteten die Fernsehstationen ab. Wieder einmal war ein aufregendes Spiel zu Ende gegangen, und nicht zum ersten Mal war es Grams gewesen, der die Siegestrophäe für seinen Spieler in Empfang nahm. Damit war er um einige hunderttausend Kredite reicher geworden.

Terrapolis war eine teure Stadt, in der man sein Geld loswerden konnte. Aber die Absicht hatte Grams nicht. Er brachte den Großteil seiner Prämie auf die Bank, mit dem Rest bezahlte er die Miete für sein Appartement einige Monate im voraus und beglich andere Schulden. Den Abend beschloß er im Vergnügungsviertel der Stadt zu verbringen. Er hatte das Gefühl, eine harmlose Abwechslung verdient zu haben.

Sein gefahrvolles Leben brachte es mit sich, daß er von Natur aus mißtrauisch war. Es war einer der Gründe, warum er noch lebte. Er ging niemals ohne seine Waffe aus. Ein kleiner Nadler, mit winzigen Giftgeschossen geladen, war sein ständiger Begleiter.

Es war eine gefährliche und absolut tödliche Waffe.

Ein Robottaxi brachte ihn in die Stadt und setzte ihn am Rand des Vergnügungsviertels ab. Joycity war eine gut durchdachte Einrichtung der neuen Zivilisation. Früher hatte es Vergnügungsstätten in der ganzen Stadt verstreut gegeben, und die natürliche Folge mußte eine Art von Polizeistunde sein, denn der brave Bürger wünschte seine Nachtruhe. Der Lärm der Betrunkenen störte den Schlaf jener, die zu Hause geblieben waren.

Bei Joycity war das anders. Das Viertel lag abgegrenzt am Rand der Wohngebiete und bildete eine kleine Stadt für sich. Wer den Abend oder die Nacht hier verbrachte, dachte nicht an Schlaf, also wurde er auch durch den Lärm nicht gestört. Wenn er Joycity verließ, nahm er ein Robottaxi und ließ sich nach Hause bringen.

Grams hatte nur wenige Bekannte und noch weniger Freunde. Er war ein typischer Einzelgänger, was keineswegs bedeutete, daß er Frauen nicht mochte. Er mochte sie sogar sehr gern, aber niemals würde er an Heirat denken. Er brauchte seine absolute Freiheit, um leben zu können.

In der kleinen Bar waren nur wenige Besucher. Das konnte Grams nur recht sein. Er nickte dem Mixer freundlich zu und setzte sich an den Tisch neben der Bühnenautomatik. So konnte er den 3-D-Schirm gut sehen, ohne das Lokal selbst aus den Augen lassen zu müssen.

Er warf einen Blick auf das neue Programm. Gute

Auswahl, kein Zweifel. Vielleicht würde er Gloria, die Tänzerin, wählen, wenn es kein anderer tat. Man brauchte die Münze nur in die Wahlautomatik zu werfen, dann würde das konservierte Programm auf dem Schirm ablaufen, farbig und dreidimensional.

Der Mixer beugte sich über die Theke.

»Gratuliere, Grams. War ein großartiges Spiel, und du hast es ja mal wieder geschafft. Wie du die weiße Königin reingelegt hast – das war einfach großartig. Kanntest du den Burschen eigentlich?«

»Nein. Wie kommst du denn darauf? Einen Bourbon übrigens. Pur.«

»Sah so aus, Grams. Jedenfalls hast du ein ganz verdutztes Gesicht gemacht, als er tot vor dir lag.«

»Da hast du dich geirrt. Ich habe den Mann noch nie in meinem Leben vorher gesehen. Er war jung, das verblüffte mich ein wenig. Er tat mir leid, aber schließlich hat er sich freiwillig gemeldet.«

Nach einer Weile kam der Mixer zurück.

»Feh weiß Bescheid und wird bald aufkreuzen. Du hast Glück.«

Grams lächelte.

»Ohne Glück lebte ich nicht mehr«, sagte er trocken.

Feh arbeitete hier, und sie war seine Freundin. Mit ihren fünfundzwanzig war sie gerade halb so alt wie er, aber das störte weder sie noch ihn. Da Grams den Besitzer der Bar gut kannte, war es keine Schwierigkeit, hin und wieder einen freien Abend für das Mädchen herauszuholen. Und das war auch heute seine

Absicht, sobald der Hauptbetrieb vorüber war.

Nach dem zweiten Bourbon kam Feh durch eine Hintertür.

Sie steuerte auf Grams' Tisch zu, ohne sich um den Mann zu kümmern, der ihr folgte, sich ein wenig indigniert umsah und dann auf den Ausgang zuing.

Feh gab Grams einen Kuß und setzte sich.

»Du hast dich ganz schön herumgetrieben, Darling. Man sieht dich bald nur noch auf dem Bildschirm. Gutes Spiel übrigens.«

»Man hat so seine Verpflichtungen, Kleines. Aber nun bin ich wieder da, und ich habe die Absicht, einige Zeit zu bleiben. Man kann nicht nur arbeiten, man sollte auch etwas leben. Frage zu diesem Thema: Du hast heute nichts mehr vor, oder ...?«

Sie lächelte geheimnisvoll.

»O doch, ich habe etwas vor.«

Er wirkte enttäuscht.

»Wirklich? Das tut mir aber leid. Eigentlich wollte ich dich bitten, mir den Abend zu widmen.«

Nun lachte sie.

»Unsere Absichten begegnen sich, mein Lieber. Ich hatte nämlich vor, dich um diesen Abend zu bitten – und um noch mehr.«

Er zog sie zu sich auf den Schoß.

»Fein, Kleines. Gehen wir gleich?«

»Ich muß den Chef fragen. Es ist noch zu früh.«

»Heute taugst du nicht mehr zum Geschäft. Die Bar wird nicht gleich pleite machen, wenn du mit mir gehst.«

»Glaubt Harry aber. Also warte noch ein wenig. Trinken wir noch einen. Spendierst du ein Gläschen?«

»Milch, wie immer?«

»Milch, wie immer«, sagte sie und lachte.

Später kam Harry und setzte sich zu ihnen.

Ehe Grams fragen konnte, sagte er:

»Ja, natürlich, geht in Ordnung. Feh kann in einer Stunde gehen. Der Sieg heute muß gefeiert werden, das kann ich verstehen.«

»Danke, Harry.« Grams prostete ihm zu. »Aber wir werden kaum an das Spiel denken, wenn wir ...«

»Kann ich mir denken.« Harry sah auf. »Nanu, was soll denn das ...?«

Drei Männer waren eingetreten. Sie sahen sich suchend um, dann blieb einer von ihnen an der Tür stehen, während der zweite auf die Hintertür zuing und neben ihr Posten bezog. Der dritte zog eine silberne Marke aus der Tasche und hielt sie hoch. Dann steckte er sie wieder ein. Die rechte Hand blieb in der Rocktasche.

»Sicherheit! Eine Routinekontrolle. Würden Sie bitte Ihre Identitätsmarken bereithalten?«

Er ging von Tisch zu Tisch und überprüfte die Marken mit einem Mikrotester. Dann verglich er die Namen mit den vorprogrammierten in einem Taschencomputer. Es war nur zu offensichtlich, daß sie mehrere ganz bestimmte Personen suchten.

Grams hatte ein reines Gewissen. Als der Beamte an seinen Tisch kam, hielt er ihm seine Marke hin. Er

bekam sie Sekunden später anstandslos und mit einem freundlichen Lächeln des Erkennens zurück. Auch bei Feh ging alles glatt, wie erwartet.

»Wen suchen Sie?« fragte Grams. »Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

Der Beamte schüttelte den Kopf.

»Wohl kaum, fürchte ich. Wir suchen einige Leute der Grödig-Organisation. Mit der haben Sie doch nichts zu tun, nicht wahr?«

»Allerdings nicht. Um Politik kümmere ich mich nicht.«

Der Beamte ging weiter.

Er nahm einen Gast mit, der am letzten Tisch gesessen hatte. Es war ein noch junger Mann, der keinen schlechten Eindruck machte. Widerstandslos ließ er sich aus der Bar bringen, ohne ein Wort zu sagen.

Grams sah hinter ihm her.

»Seltsam. Was kann so einen Menschen dazu veranlassen, einer Organisation beizutreten, die den Sturz der Regierung vorbereitet? Was hätte er davon? Und dann noch Grödig mit seinen Hirngespinnsten und Kriegsideen! Was soll das?«

»Man müßte ihn wahrscheinlich fragen, um es herauszubekommen«, meinte Feh und setzte sich wieder auf seinen Schoß. »Ach was, warum sollen wir uns darüber den Kopf zerbrechen? Haben wir nicht andere Sorgen?«

Er nickte.

»Ja, haben wir. Zum Beispiel das nächste Glas ...«
Harry kam schon nach einer halben Stunde und

nickte Feh zu.

»Sie sind frei, Feh, ich brauche Sie nicht mehr. Seien Sie morgen pünktlich um acht wieder hier. Ausgeschlafen, bitte. Viel Spaß, Grams. Laß dich wieder mal bei mir sehen.«

»Danke, alter Junge. Bis dann.«

Grams bezahlte, während Feh ihren Mantel holte.

Die Straße war durch die vielen Reklamen hellerleuchtet. Bunte Lichttafeln lockten die Besucher an, dreidimensionale Videoshows versprachen außerhalb des Vergnügungsviertels verbotene Freuden, Lautsprecher lärmten, und die ersten Angeheiterten torkelten von Bar zu Bar.

»Gehen wir zu mir?« fragte Feh, als sie auf die Taxistände zugen. »Ich habe aber nichts zu Hause.«

»Wir gehen zu mir«, entschied er. Sie stiegen in ein Robottaxi, und Grams drückte auf den Knopf, der die Fahrt zu seinem Wohnblock programmierte. »Da ist es gemütlicher. Außerdem habe ich alles zu Hause, was wir brauchen.«

Die Fahrt dauerte nur wenige Minuten.

Es war gegen zwölf Uhr, und nur noch wenige der Fenster waren erleuchtet. Der Lift brachte sie ins oberste Stockwerk. Als Grams den Schlüssel ins elektronische Schloß steckte, kam von rechts ein Mann den Korridor entlang auf sie zu. Er hielt beide Hände in den Manteltaschen, auch als er stehenblieb und Grams ansprach:

»Sie sind Grams, nicht wahr?«

Grams ließ die Hand nicht von dem Schlüssel. Die linke lag um Fehs Schulter. Der Nadler steckte in der rechten Rocktasche.

»Bin ich. Warum?«

»Ich muß mit Ihnen sprechen.«

»Jetzt, mitten in der Nacht? Finden Sie nicht, daß es bessere Zeiten dafür gäbe? Außerdem kenne ich Sie nicht.«

»Ich weiß nicht, wo und wann ich Sie finden soll, und es ist ungeheuer wichtig für mich. Nur Sie können mir helfen.«

Grams nickte in Richtung Fehs.

»Wie Sie sehen, habe ich Besuch.«

»Es dauert nicht lange, und Ihre Freundin stört mich nicht. Es ist sogar gut, wenn sie dabei ist. Sie ist eine Frau und wird Verständnis für meine Lage haben. Bitte, hören Sie mich an.«

Grams öffnete die Tür.

»Aber nur ein paar Minuten. Ich habe mich auf diesen Abend gefreut, Sie verstehen?«

»Ich verstehe das sehr gut«, sagte der Fremde und lächelte Feh zu.

Grams nahm ihm den Mantel ab, ehe der Fremde Gelegenheit hatte, die in der Tasche befindliche Pistole herauszunehmen. Dann nahmen sie im Wohnzimmer Platz.

»Wer sind Sie?«

Der Fremde erwiderte:

»Mein Name ist Thorn, aber das wird Ihnen kaum weiterhelfen. Man hat Mira, meine Verlobte, verhaftet.

Sie ist im Gefängnis des Sicherheitsministeriums. Ich bin davon überzeugt, daß man sie nach Io schicken wird.«

Grams stand auf und holte eine Flasche Bourbon. Er schenkte ein.

»Nun gut, das wissen wir jetzt. Ich frage mich nur, wie ich Ihnen helfen soll? Ich kenne niemanden im Sicherheitsministerium.«

»Aber Sie kennen die Todesschachspiele, Grams.«

»Allerdings – aber was hat das damit zu tun? Warum wurde Ihre Verlobte verhaftet – darf ich das wenigstens erfahren?«

»Sie gehört der verbotenen Organisation an, die Grödig an die Macht bringen will.«

Grams hob das Glas.

»Auf Ihre Gesundheit, Thorn, und auf Ihren glorreichen Gedanken, ausgerechnet zu mir zu kommen! Grödig also! Und da verlangen Sie, daß ich Ihnen helfe? Ich war noch heute Zeuge, wie die Sicherheitspolizei einen Mann verhaftete, der wegen der Zugehörigkeit zur Grödig-Organisation gesucht wurde. Jemand muß ihn verraten haben.«

»Ich gehöre ebenfalls dieser Organisation an«, sagte Thorn.

Grams starrte ihn an.

»Sind Sie verrückt? Warum sagen Sie mir das? Sie machen mich automatisch zum Mitwisser, und ich wäre verpflichtet, Sie anzuzeigen. Sie wissen das auch.«

»Ja, das weiß ich, aber ich vertraue Ihnen ...«

»Ich bin kein Idealist, sondern ein harter Realist. Die jetzige Regierung erlaubt die Todesspiele, und ich lebe von diesen Spielen. Ich habe nicht den geringsten Grund, mit Grödig zu sympathisieren. Sie begeben sich in große Gefahr, wenn Sie mir vertrauen, Thorn.«

»Ich habe Sie in den Spielen beobachtet, Grams, und ich weiß, daß Sie zwar hart, aber auch fair sind. Sie haben jedem Ihrer Gegner eine Chance gegeben, bevor Sie ihn töteten. Geben Sie auch mir eine Chance. Ich will Mira retten, und nur Sie können mir dabei helfen.«

»Das müssen Sie mir erklären.«

Feh hatte aufstehen wollen, aber ein Blick Grams hielt sie fest. Thorn hatte es bemerkt.

»Bleiben Sie ruhig, es ist gut, wenn Sie alles hören. Zuerst möchte ich Ihnen erklären, warum Mira und ich der Untergrundbewegung angehören. Das Ziel, Grödig an die Macht zu bringen, ist nur ein Vorwand. Es ist alles vorbereitet, Grödig unschädlich zu machen, sobald er sein Ziel erreicht hat.«

»Das verstehe ich nicht«, gab Grams erstaunt zu.

»Ist auch schwer zu verstehen, wenn man die Motive nicht kennt. Sie müssen doch zugeben, daß unsere Gesellschaft auf einen Degenerierungsprozeß zu steuert. Es geht uns zu gut. Der Friede dauert zu lange. Der Fortschritt in jeder Hinsicht ist ins Stocken geraten. Jeglicher Anreiz fehlt. Wir sind faul geworden und träge. Glauben Sie nicht auch, daß ein Aufrütteln notwendig wäre, damit wir wieder wach wer-

den? Grödig wäre ein solcher Wecker. Es wäre ein Schock für die Gesellschaft, könnte er seine wahnsinnigen Ideen in die Tat umsetzen. Es genügt nicht, wenn er zum Schein regiert und die Menge belustigt. Er muß *wahrhaftig* regieren, und die Menschen müssen wieder einmal Angst haben. Sehen Sie, und das wollen wir erreichen, indem wir ihm zur Macht verhelfen.«

Grams schenkte nach.

»Ein gefährlicher Weg, Thorn, der in den Abgrund führen kann. Ein Versager in Ihrem Programm, und Grödig ist und *bleibt* an der Macht. Können Sie sich eine Welt unter Grödig vorstellen? Diktatur, Mißtrauen, Haß und Gewalt! Und Krieg! Ich weiß nicht, ob es Ihnen dann noch gelingen würde, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Sie würden wahrscheinlich selbst ein Opfer der Maschinerie, die Sie aufgebaut haben. Nein, ich kann Ihnen nicht zustimmen, wenn Ihre Motive auch edel und selbstlos sein mögen.«

»Sie sollen mir nicht zustimmen, Grams, nur helfen. Mira wird nach Io geschickt, das steht fest. Ich muß sie von dort zurückholen.«

»Warum lassen Sie Ihre Verlobte nicht jetzt befreien?«

»Das ist unmöglich, ich habe es mir genau überlegt. Aber durch die neuen Gesetze bietet sich eine Möglichkeit, sie von Io zurückzuholen.«

»Niemand kommt von dort zurück.«

»Doch! Jeder, der sich freiwillig zu den Todes-

spielen meldet. Das Todesschach hat weiter an Beliebtheit gewonnen. Man wird neue Felder errichten, und zum Spiel selbst werden Freiwillige benötigt. Deren gibt es nicht viel, wie Sie ja wissen. Also wird man den Strafgefangenen auf Io das Angebot machen, sich zu den Spielen zu melden. Tod oder Freiheit – das ist dann ihre Chance.«

Grams hatte von den neuen Gesetzen noch nichts gehört. Sie würden aber zweifellos seinen Reichtum noch vermehren, wenn er gegen Strafgefangene kämpfen mußte.

»Interessant«, gab er zögernd zu. »Aber wie wollen Sie es erreichen, daß Ihre Verlobte sich zum Schachspiel meldet?«

Zum ersten Mal lächelte Thorn.

»Sie ist klug, Grams, sehr klug. Sie weiß, daß ich Juniorenmeister im Schachspiel bin, sie ist es übrigens auch. Es ist nur logisch, daß sie sich zum Spiel meldet, weil sie eine echte Chance hat, zu gewinnen. Und sie wird wissen, daß ich mich um sie kümmere und alles tun werde, um sie zu befreien.«

»Wie?«

»Das ist es, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte. Es gibt einen Weg, Grams ...«

*

Mira weigerte sich, weitere Aussagen zu machen. Selbst die Drohung mit dem Lügendetektor schreckte sie nicht, denn ihr waren keine Namen bekannt. Nur

der von Thorn. Und Thorn war gewarnt. Er würde sich bereits in Sicherheit gebracht haben. Es gab genug Leute, die im Untergrund lebten.

Breda gab es schließlich auf. Er übergab den Fall dem Gericht des Sicherheitsministeriums. Die Verhandlung ergab lediglich, daß die Studentin Mira der Grödig-Organisation angehörte und sich weigerte, andere Personen zu belasten oder überhaupt klärende Aussagen zu machen. Sie wurde für schuldig befunden und zum Abtransport in die Strafkolonie auf dem Jupitermond Io verurteilt.

Der nächste Transport ging in einer Woche.

Als Mira in ihre Zelle zurückgebracht wurde, überkam sie Hoffnungslosigkeit. Auf einmal brach das ganze Gebäude ihrer Zuversicht zusammen, das sie sich aufgebaut hatte. Sie war plötzlich allein, furchtbar allein.

Thorn!

Was konnte Thorn jetzt tun? Er hatte ihr bisher nicht helfen können, obwohl Breda bei einem Verhör durchblicken ließ, daß er Besuch von Thorn erhalten hatte. Immerhin wußte sie, daß Thorn über ihr Schicksal unterrichtet war. Sie war sicher, daß er darüber nachdachte, wie er ihr helfen konnte.

Eines Tages würde ihm die Lösung einfallen, aber bis dahin war sie auf Io. Dann war es zu spät, denn von Io gab es keine Rückkehr.

Zwei Tage vor dem Start der Transportrakete wurde sie in ein anderes Gefängnis überführt. Hier sammelte man die Verurteilten und kleidete sie ein. Jeder

erhielt die vom Staat vorgeschriebene Ausrüstung, die zum Überleben auf Io notwendig wurde. Dazu gehörten Bekleidung und Lebensmittel für zwei Wochen. Die Identitätskarte wurde mit neuen elektronischen Impulsen versehen, die ihren Besitzer für alle Zeiten als Strafgefangenen auswiesen. Es war unmöglich, eine solche Erkennungskarte zu fälschen, und eine von einer anderen Person erbeutete Karte nützte auch nichts. Sie war zuverlässiger als jeder Fingerabdruck.

Noch wurden Frauen und Männer getrennt gehalten. Mira stellte fest, daß etwa die Hälfte der Verurteilten ihrer Organisation angehört hatten, die restlichen waren Verbrecher, Diebe und sogar ein Mörder. Die »Politischen« sonderten sich von den Verurteilten ab. Sie wollten nichts mit ihnen zu tun haben. Mira wußte, wie sinnlos das war. Auf Io gab es mehr Verbrecher als politische Strafgefangene. Dort würden sie sich für die hier auf der Erde gezeigte Verachtung rächen.

Sie versuchte, sich möglichst neutral zu halten und hoffte, man würde das nicht vergessen. Mit Dankbarkeit rechnete sie nicht, wohl aber mit Fairneß.

Dann kam der Tag, an dem Mira zum letzten Mal die Erde sehen sollte. Noch einmal atmete sie die reine, herrliche Luft und spürte den Wind in ihrem Haar, noch einmal sah sie hinauf in den blauen Himmel und schloß geblendet die Augen vor dem Glanz der Sonne, die von Io aus ganz anders aussehen würde – klein und schwach, ein großer Stern,

nicht mehr.

Der Transportteil der Rakete war in zwei große Räume unterteilt. Also noch immer die Trennung, wenn sie auch nur durch ein Gitter erfolgte. Etwa dreißig Männer waren es, die sich an diesem Gitter drängten und zu den Frauen hineinstarrten, von denen diesmal fünfzig an der Reise teilnahmen. Bemerkungen flogen hin und her, dann knackte der Bordlautsprecher und gab den Befehl, sich auf die Betten zu begeben und anzuschlallen.

Der Start verlief glatt und ohne Komplikationen. Die Häftlinge konnten sich wieder frei bewegen, und sie nutzten diese relativ geringe Freiheit aus, sich gegenseitig bekanntzumachen.

Mira wußte, was ihr auf Io bevorstand. Vielleicht war es gut, sich schon jetzt nach einem Beschützer umzusehen. Später würde sie weniger Zeit dazu haben. Trotz dieser Absicht hielt sie sich im Hintergrund und wartete erst einmal ab. Sie beobachtete die Männer und ihre Annäherungsmethoden. Einige der Frauen standen beim Gitter und unterhielten sich. Erste Zärtlichkeiten wurden ausgetauscht. Das Leben war kurz, und es würde auf Io auch nicht schön sein.

Ihr fiel ein kräftig gebauter Mann auf, der sich nicht um die Zeremonie des Kennenlernens kümmerte, sondern ruhig auf seinem Bett sitzenblieb. Er mochte an die Vierzig sein, hatte dunkle Haare und sah gut aus. Etwas in seinen Augen gefiel Mira, und als sich zufällig ihre Blicke kreuzten, wußte sie, daß sie einen Freund gefunden hatte.

Immerhin dauerte es zwei Tage, ehe sie das erste Mal miteinander sprachen. Er hatte in der Nähe des Trenngitters gestanden und nach ihr gesucht. Als sich ihre Blicke kreuzten, nickte er ihr fast unmerklich zu. Sie kam zu ihm.

»Bitte, denken Sie nicht schlecht von mir«, sagte er zögernd und etwas verlegen, wie ihr schien. »Es ist nur ... auch Sie haben sich bisher zurückgehalten und waren nicht so schnell wie die anderen. Das hat mir gefallen.«

»Sie handelten genauso.«

»Eben!« Er reichte ihr die Hand durch das Gitter. »Ich heiße Aleks und bin Physiker ... gewesen. Aber vielleicht brauchen sie welche auf Io, in der Kolonie. Wer sind Sie und warum sind Sie hier?«

»Mira, Studentin der Sozialwissenschaften.«

Er hob die Hand.

»Dann brauchen Sie mir nicht zu sagen, warum Sie hier sind, ich kann es mir denken. Grödig! Seien Sie mir nicht böse, aber ich halte nichts von ihm, obwohl er die Auflösung der Kolonie auf Io versprochen hat, falls er an die Macht kommt. Wissen Sie auch, was er dann tun würde?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Die Antwort liegt in der Gegenfrage: Was, glauben Sie, macht er mit seinen Gegnern? Wird er sie frei herumlaufen lassen?«

Sie hatte keine Lust, sich weiter über ein Thema zu unterhalten, das ihr unangenehm war. Es gab Gründe für sie, Grödig zu unterstützen, aber es hatte

wenig Sinn, sie Aleks jetzt auseinanderzusetzen. Er mußte sie so akzeptieren, wie sie war, oder sie suchte sich auf Io einen anderen Beschützer.

»Ich habe nie darüber nachgedacht, Aleks. Aber vielleicht haben Sie recht. Erzählen Sie mir von sich.«

Er lächelte, und es war ein gutes, vertrauenerweckendes Lächeln.

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Ich arbeitete für die Regierung. Neue Forschung. Eines Tages ging etwas schief, und man brauchte einen Sündenbock. Niemand konnte den Chef belasten, ohne selbst in Teufels Küche zu kommen. Also schob man mir die Schuld zu. Ja, und nun bin ich auf dem Weg nach Io. So einfach ist das.«

Sie glaubte ihm jedes Wort. Aleks sah nicht aus wie ein Mann, der log.

Nebenan tastete ein brutal aussehender Kerl eine junge Frau ab. Er tat es ungeniert und voller Gier. Nur das Gitter verhinderte weitere Intimitäten. Mira schauderte zusammen und griff nach Aleks' Hand.

»Auf Io wird es keine Gitter mehr geben – werden Sie dann bei mir sein, Aleks?«

Er gab den Händedruck zurück.

»Wenn Sie es wünschen, Mira, werde ich bei Ihnen sein. Und Sie brauchen sich niemals zu fürchten. Niemals. Ich ... ich mache mir nichts aus Frauen, verstehen Sie? Aber ich habe nichts gegen sie. Nein, nicht so, wie Sie denken. Ich hatte einen Unfall, schon vor vielen Jahren. Und seitdem ...«

Mira verstand. Sie streichelte seine Hand, zärtlich und sanft.

»Ich verstehe, Sie brauchen nichts mehr zu sagen. Aber ich hatte schon Vertrauen zu Ihnen, als ich es noch nicht wußte. Ich möchte, daß Sie bei mir bleiben auf Io, sofern es erlaubt ist. Aber wenn ich daran denke, man könnte uns trennen und so ein Mann wie der da ...«, sie schielte mit den Augen zum Nachbarpaar, »... könnte mich zu sich nehmen ...!«

»Das geschieht nicht. Ich kenne die Gesetze der Strafkolonie. Die Männer haben zwar das Vorrecht der Auswahl, aber es ist streng verboten, einem anderen Mann die Frau wegzunehmen. Es gibt Frauen genug auf Io. Wenn Sie zu mir gehören, wird Ihnen nichts geschehen.«

*

Sie hatten keinen Grund, sich auf Io zu freuen.

Niemand hatte Grund dazu.

Die Transportrakete landete mit einem harten Ruck, denn auf Io gab es keine automatische Landeinrichtung. Mira spürte, wie sich die Anschnallriemen bis zum Zerreißen spannten und ins Fleisch schnitten. Sie blieb ruhig liegen, bis das Brummen des Antriebs erstarb.

Sie schnallten sich los, einer nach dem anderen. Aleks kam ans Gitter.

»Gut überstanden, Mira?« Er atmete erleichtert auf, als sie aufstand. »Keine Schmerzen?«

»Alles in Ordnung, Aleks. Mehr Sorge bereitet mir das, was nun kommen wird.«

»Routine, Mira. Keine Sorge, auch hier gelten die Gesetze.

Sicher, es ist hart, für immer von der Erde verbannt zu sein. Aber wir müssen versuchen, damit fertig zu werden. Die Wärter sind auch nur Menschen.«

»Eben«, sagte Mira ohne viel Hoffnung. Sie schien nicht viel von den Menschen zu halten. »Das bereitet mir Sorgen. Wir wissen noch nicht, was sie mit uns tun werden. Vielleicht werden wir getrennt.« Sie zögerte, dann fuhr sie tapfer fort: »Das Gesetz der Abwechslung gilt auch hier. Wir sind neu. Manche Männer lieben das Neue.«

Er verstand und nahm ihre Hand.

»Es wäre gegen die Gesetze, die auch hier gelten – ich sagte es Ihnen bereits. Außerdem erfuhr ich durch meinen Rechtsanwalt alles über Io. Sicher, man schickt uns nicht zum Vergnügen her, aber man will uns auch nicht umbringen. Alle Gerüchte in dieser Richtung sind unsinnig. Man will uns loswerden, das ist alles, aber man will uns nicht töten. Niemand wird Sie von mir trennen.«

»Danke«, flüsterte Mira und begann, Aleks gern zu haben.

Aber sie würde immer nur Thorn lieben können.

Die uniformierten Beamten des Transportbegleitkommandos kamen in den abgeteilten Raum und verlasen die Namen. Einzeln verließen die Deportierten ihre Zellen und stellten sich in einer Reihe auf. Sie

mußten ihre Ausrüstungsgegenstände mitnehmen, denn sie würden nicht in die Rakete zurückkehren. Dann marschierten sie durch den Korridor und gelangten endlich durch die geöffnete Schleuse ins Freie. Viel Zeit blieb ihnen nicht, einen ersten Blick auf die Oberfläche des Jupitermondes zu werfen.

Io war im Jahr 1610 von Galilei entdeckt worden. Er umlief Jupiter in der kurzen Zeit von nur 1,77 Tagen und hatte einen Durchmesser von 3320 Kilometern, war somit fast so groß wie der irdische Mond. Seine Entfernung zum Jupiter betrug 422000 Kilometer.

Schon immer hatten die Astronomen vermutet, Io könne eine Atmosphäre besitzen, und in der Tat erwies sich diese Vermutung als richtig. Allerdings war diese Atmosphäre recht dünn und für die menschliche Lunge ungeeignet, aber die Anziehungskraft des Mondes war groß genug, eine künstliche Bereicherung der Lufthülle zu gestatten. Im Verlauf mehrerer Jahre konnte Io bewohnbar gemacht werden.

Obwohl die kleine Sonne schien, blieb der Himmel dunkel, und die Sterne waren sichtbar. Jupiter stand als gewaltige Scheibe dicht über dem Horizont und spendete genügend Licht, um Einzelheiten der Oberfläche los erkennen zu lassen. Es gab eine spärliche Vegetation, die von Menschenhand angelegt worden war. Mira konnte vertrocknete Büsche und einen Krüppelwald erkennen. Die flachen Hügel und Kraterwälle waren mit kurzem Gras bedeckt. Im

Licht greller Scheinwerfer erkannte sie Wachttürme und eingezäunte Ansammlungen primitiver Fertighäuser.

»Beeilt euch, ihr bekommt noch genug von Io zu sehen!«

Sie wurden die Leiter hinabgetrieben und mußten sich an ihrem Fuß erneut aufstellen. Das Wachkommando der Strafkolonie kam, um die neuen Gefangenen zu übernehmen. Abermals wurden die Namen verlesen, und jeder mußte einzeln vortreten. Mira bemerkte die interessierten Blicke der Uniformierten und sah sich nach Aleks um. Er nickte ihr beruhigend zu.

»Dreckskerle!« flüsterte eine der Frauen verächtlich.

»Mund halten!« brüllte einer der Wärter und fuchtelte mit einem Elektroschocker herum. »Wer nicht pariert, bekommt eine kleine Lektion. Ihr seid auf Io, merkt euch das!«

Da begann Mira zu ahnen, daß Aleks doch nicht in allen Dingen recht hatte.

Die Übergabe erfolgte unter zweideutigen Bemerkungen, die zwischen Begleitkommando und Stammpersonal gewechselt wurden. Dann mußten sich die Sträflinge, nach Geschlechtern getrennt, zum Abmarsch aufstellen.

Mira stellte fest, daß die Luft gut war. Der Marsch bereitete ihr wegen der geringen Schwerkraft keine Schwierigkeiten, obwohl sie sich matt fühlte. Das erleuchtete Lager war ihr Ziel.

Wieder Kontrollen und Andeutungen. Dann pas-
sierten sie das Lagertor und machten vor der Admi-
nistration halt. Einige Bewohner des Lagers, die sich
neugierig näherten, wurden durch Elektroschüsse
vertrieben. Ein höherer Offizier kam aus dem flach-
gebauten Haus und nahm die Meldung des Kom-
mandoführers entgegen. Er hörte ihm zu, ließ aber
dabei die fünfzig Frauen nicht aus den Augen. Er
musterte sie mit dem sicheren Blick eines Mannes,
der um seinen Erfolg nicht zu bangen brauchte. Er
würde jede von ihnen haben können, wenn er wollte.
Er war der Kommandant der Verteilerstelle. Wen er
bevorzugte, würde es besser haben.

Einige der Frauen gaben seinen musternden Blick
ermuntern zurück, und Mira konnte bemerken, daß
der Offizier dann schnell weitersuchte. Solche Frau-
en kamen für ihn nicht in Frage.

Als er sie anblickte, lächelte sie aufreizend, so wie
sie es einmal in einem Film gesehen hatte. Aber sie
hatte sich geirrt. Der Offizier übersah sie nicht.

Er blickte sie lange an, und dann lächelte er zu-
rück.

Mira spürte ihre Knie weich werden. Sie hatte sich
verkalkuliert.

Sein Blick suchte weiter, aber immer wieder kehr-
te er zu Mira zurück. Sie fror, was nicht allein auf die
kühle Temperatur zurückzuführen war. Neben ihr
flüsterte eine Frau:

»Hoffentlich ist der bald fertig. Saukälte!«

Das Begleitkommando rückte ab. Der Lagerkom-

mandant wandte sich an die neuen Sträflinge. Er hatte eine klare Stimme. Und er machte es kurz.

»Willkommen auf Io. Sie werden bald feststellen, daß es hier auszuhalten ist, wenn Sie die Regeln beachten. Dies ist ein Auffang- und Verteilerlager. Sie bleiben nicht lange hier. Morgen erhalten Sie Formulare und Antragsbogen, dazu einen Plan der verschiedenen Arbeitsstätten auf Io. Es liegt an Ihnen, sich Ihren künftigen Wohnort auszusuchen, falls Sie die notwendigen Qualifikationen besitzen. Sie werden die kommende Nacht in der Quarantänestation verbringen, morgen werden Ihnen Quartiere zugeteilt. Außerdem stehe ich morgen zu persönlichen Beratungen zur Verfügung.« Er überflog die vor ihm Stehenden mit einem letzten Blick und nickte einem Sergeanten zu. »Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.«

Er sah noch einmal in Miras Richtung, dann drehte er sich um und verschwand in der Administration.

Der Sergeant, der sie zur Quarantänestation brachte, war ein älterer Mann, der keinen böartigen Eindruck machte. Zwar trug auch er das typische Kennzeichen der Bewacher, den Elektroschocker, aber er schien nicht die Absicht zu haben, ihn einzusetzen.

Mira ging neben Aleks.

»Der Kommandant – er sah mich so komisch an. Ich fürchtete schon ...«

»Ein Mann, der sich alle Wünsche erfüllen kann, wird verwöhnter, Mira. Er nimmt sich nichts mit Gewalt, sondern er wartet, bis es von selbst zu ihm kommt. Überhaupt scheint es hier im Lager doch ei-

ne Spur von Gesetz und Ordnung zu geben.«

»Das beruhigt mich«, gab Mira zu. »Warten wir aber, was der morgige Tag bringt. Vielleicht bleiben wir doch zusammen.«

In der ersten Nacht jedenfalls blieben sie es nicht. Männer und Frauen wurden in zwei Wohnhäusern getrennt untergebracht. Zwar standen keine Wachen vor den Eingängen, aber im Lager patrouillierten Posten. Der Sergeant, der sie an ihren Bestimmungsort brachte, erklärte kurz die Lage der Schlafräume und sanitären Anlagen, dann wünschte er eine angenehme Nacht und verschwand.

Mira legte ihre Sachen auf das ihr zugewiesene Bett und setzte sich. Sie fühlte sich ohne Aleks allein und verlassen, obwohl sie sich über ihre Mitgefangenen nicht beklagen konnte. Mehrere von ihnen waren verurteilt worden, weil sie der Grödig-Organisation angehört hatten, aber Mira hatte noch keine von ihnen vorher gesehen. Das war nicht ungewöhnlich, denn der Kontakt zwischen den Verschwörern war locker und fand nur unter größter Geheimhaltung statt. Nur so konnte Verrat weitgehend ausgeschaltet werden. Daß es ihn trotzdem gab, hatte Mira am eigenen Leibe erfahren müssen. Sie hatte sich vorgenommen, den Namen Derek Fall niemals zu vergessen.

An diesem ersten Abend schlief sie erst spät ein, obwohl der Tag anstrengend genug gewesen war.

Als der Morgen graute, heulte eine Sirene – das Zeichen zum Aufstehen. Waschen, Anziehen, Früh-

stück. Dann brachte jemand die angekündigten Formulare. Mira wußte, daß viel davon abhing, welche Antworten sie auf die vielen Fragen gab, die vorgedruckt waren. Natürlich hatte das Transportkommando schriftliche Unterlagen über die Sträflinge mitgebracht, die nochmalige Überprüfung schien somit sinnlos, aber vielleicht wurde auf Io nach anderen Grundsätzen geurteilt.

Wahrheitsgemäß füllte Mira das Formular aus, bis sie zum Schluß den wahrscheinlich entscheidenden Hinweis fand.

»Welcher Beschäftigung wären Sie nachgegangen, wenn Sie auf der Erde eine zweite Wahl gehabt hätten?«

Mira zögerte keine Sekunde, als sie eintrug:

»Physikstudium.«

Mit einem bangen Gefühl gab sie den Fragebogen ab und hoffte, daß Aleks seinen ursprünglichen Beruf angegeben hatte. Dann bestand die Möglichkeit, daß man sie nicht trennte.

Während des Vormittags wurden mehrere der Frauen aufgerufen und gebeten, mit ihrem Gepäck das Haus zu verlassen. Da Mira ein gutes Gedächtnis besaß und sich die Berufe und Ambitionen einiger Frauen gemerkt hatte, stellte sie bald ein gewisses System in der Auswahl fest. Die Frauen, die einen handwerklichen Beruf angegeben hatten, wurden zuerst geholt. Sie wurden wahrscheinlich am dringendsten benötigt.

Ihr Herz klopfte, als ihr Name verlesen wurde.

Jetzt entschied es sich, ob ihre Spekulation stimmte, oder ob sie sich geirrt hatte. Zwei andere Frauen kamen mit ihr – eine Computerspezialistin und eine Chemiestudentin.

Mira sah hinüber zu dem Haus, in dem die Männer schliefen. Sie erkannte drei Personen, die davor warteten. Einer von ihnen war Aleks.

Die Erleichterung hätte sie fast umgeworfen, aber ohne ihr Schrittempo zu verändern, ging sie weiter, auf das Haus des Lagerkommandanten zu. Sie sah, daß die drei Männer ihr und den beiden Frauen folgten.

Ein anderer Sergeant als gestern erwartete sie. Innerhalb des Lagers schien die Bewachung nicht so streng zu sein. Vielleicht war überhaupt alles nicht ganz so schlimm, wie man es sich allgemein vorstellte. Objektiv betrachtet, befanden sich Sträflinge und Wachpersonal auf demselben Mond – oder in demselben Boot.

Der Sergeant hatte einen Zettel in der Hand und verlas die Namen.

»Lassen Sie Ihr Gepäck hier stehen und gehen Sie einzeln hinein. Der Kommandant möchte noch mit Ihnen sprechen, bevor Sie abtransportiert werden.«

Mira wartete und ließ den anderen Frauen den Vortritt. Der Sergeant achtete nicht darauf, daß Aleks sich neben sie stellte und sie ansprach.

»Alles in Ordnung?«

Sie nickte.

»Ein merkwürdiger Zufall«, sagte er, »daß Sie

ausgerechnet mit mir zusammen abtransportiert werden, Mira. Ich hoffe, Sie haben meinetwegen keine Dummheit begangen.«

Da begriff sie, was er meinte. Sie errötete.

»Wie können Sie so etwas glauben, Aleks? Schämen Sie sich. Und vergessen Sie nicht, daß ich ausgezeichnete Schachspiele – dabei lernt man denken.«

»Verzeihen Sie, Mira. Es war nur so ein Gedanke. Immerhin – wie haben Sie es geschafft?«

Sie lächelte.

»Ich interessiere mich eben für Physik – wenigstens seit kurzer Zeit.«

Er nickte.

»Natürlich, das war das Nächstliegende. Nur gut, daß ich nicht meinerseits auf den Gedanken gekommen bin, als Wunschberuf den Soziologen anzugeben.«

»Das wäre deshalb unlogisch gewesen, weil ich noch studiere und mich mit größerer Wahrscheinlichkeit gern umgestellt hätte, während Sie in Ihrem Beruf bereits einen gewissen Ruf besitzen. Es war also klar, daß ich mich Ihnen anzupassen hatte, um eine größere Wahrscheinlichkeit gemeinsamen Handels zu erreichen. Und wie Sie sehen, stimmt meine Berechnung.«

Der Sergeant deutete auf Mira.

»Sie sind jetzt dran, Miß.«

Die zweite Frau kam eben aus dem Haus. Mira ging an ihr vorbei und betrat klopfenden Herzens das Zimmer, in dem der Lagerkommandant hinter seinem Schreibtisch saß. Er erkannte sie sofort.

»Oh, Sie sind es?« Er warf einen Blick auf die Papiere. »Mira, Studentin der Sozialwissenschaften, soso. Und nun interessiert Sie auf einmal die Physik.« Er sah sie wieder an. »Seltsam, nicht wahr?«

Sie achtete nicht auf den freien Stuhl und blieb stehen.

»Ich hatte schon vor zwei Jahren vor, Physik zu studieren, aber der Prüfungscomputer fand, daß Soziologie mehr mein Fach sei. Ich bin noch heute anderer Meinung. Wenn Sie hier Physiker brauchen, geben Sie mir bitte Gelegenheit, praktisch zu lernen.«

Er nickte.

»Natürlich werde ich das tun, Miß Mira. Nicht nur, weil Sie es so wünschen, sondern weil es das Beste für die Strafkolonie ist, wenn jeder an dem Platz arbeitet, den er sich selbst ausgesucht hat. Wir können keine Rebellen oder Unzufriedene gebrauchen. Ich versetze Sie nach Lager Sieben. Das ist ein großes Werk mit verschiedenen Laboratorien und Lehranstalten. Der Kommandant ist Major Lendoka. Sie werden gut mit ihm auskommen, wenn Sie seine Anordnungen beachten.« Er betrachtete sie eingehender. »Eigentlich tut es mir leid, daß Sie uns schon verlassen. Ich hätte mich gern ein wenig mit Ihnen angefreundet. Schade. Vielleicht sehen wir uns später einmal wieder, wenn Sie sich eingelebt haben. Alles Gute dann ...«

Als sie wieder draußen stand, ging Aleks in die Kommandantur.

Der Transportjeep war sehr groß und gepanzert.

Die sechs Gefangenen saßen im hinteren Teil der mit Glas überdachten Kabine. Außer dem Fahrer wurden sie von zwei bewaffneten Soldaten begleitet, die vorn beim Fahrer saßen. Sie kümmerten sich kaum um ihre Schutzbefohlenen, und Mira konnte sich auch nicht denken, wozu ein Fluchtversuch gut sein sollte.

Die Straße war gut ausgebaut und führte durch die Todeslandschaft des Mondes. Langsam nur hatte sich rechts und links die von den Menschen mitgebrachte Vegetation ausgebreitet. Sie gedieh nicht so gut wie auf der Erde, paßte sich aber allmählich den vorhandenen Verhältnissen an. Tiere gab es kaum, wie die Wachtposten versicherten. Ihnen fiel die Umstellung schwerer.

Aleks saß neben Mira.

»Der Kommandant hieß Oberst Tilbor. Ich glaube, daß er unsere Absicht durchschaut hat, wenigstens machte er mir gegenüber eine entsprechende Bemerkung.«

»Was sagte er denn?«

»Er meinte, vielleicht könne er uns eines Tages behilflich sein. Ich fragte ihn, warum er das täte. Was glauben Sie, Mira, was er darauf antwortete?«

»Keine Ahnung.«

»Genau weiß ich es auch nicht mehr, aber er schien zu wissen, daß Sie und ich ... nun, wie soll ich mich ausdrücken ...? Nun, daß wir zusammen-

bleiben wollen. Und er hatte Verständnis dafür. Und dann fiel noch eine Bemerkung, die ich allerdings nicht ernst nehmen kann.«

»Eine Bemerkung? Welche?«

»Tilbor sagte, es würde bald eine Möglichkeit geben, zur Erde zurückzukehren, wenigstens für qualifizierte Personen. Ich weiß nicht, wie er das meinte, aber er sah mich dabei recht merkwürdig an.«

Mira gab keine Antwort. Sie ahnte, worauf der Oberst angespielt hatte. Schon im Gefängnis auf der Erde hatte es Gerüchte gegeben, daß ein Gesetz in Vorbereitung war. Es gab nicht mehr genügend Freiwillige für das Todesschach. Wenn das neue Gesetz in Kraft trat, konnten Verbrecher auch zur Teilnahme am Todesschach verurteilt werden, und bereits Verurteilte sollten die Möglichkeit erhalten, sich freiwillig zur Teilnahme zu melden, um so ihre Strafe zu verkürzen.

»Worüber denken Sie nach?« fragte Aleks nach einer Weile, während draußen die kahlen Hügel einer Wüste vorbeizogen.

Mira lächelte kaum merklich.

»Ich denke darüber nach«, sagte sie, »ob wir beide uns in naher Zukunft nicht intensiv mit den Regeln des Schachspiels befassen sollten ...«

*

Thorn wohnte nicht mehr in dem Appartement, das er zusammen mit Mira gemietet hatte. Ohne Angabe

einer neuen Adresse war er ausgezogen. Vorher hatte er die restliche Miete überweisen lassen, den Rest des Geldes von seiner Bank abgehoben und war spurlos verschwunden.

Ein Freund nahm ihn auf. Er gehörte ebenfalls der Organisation an. Bei ihm war Thorn vorerst sicher.

Morgen würde er Grams wiedertreffen. Der Abenteurer hatte ihm versprochen, Erkundigungen einzuziehen, das neue Gesetz betreffend.

Thorn wußte inzwischen, daß es ziemlich aussichtslos war, sich freiwillig zur Teilnahme am Todesschach zu melden. Zwar würde man ihn nehmen, aber die unvermeidliche Überprüfung würde ergeben, daß er mit dem verschwundenen Studenten Thorn identisch war. Diese Situation würde auch dann keine Änderung erfahren, wenn das neue Gesetz angenommen wurde.

»Es ist sinnlos, schon jetzt genaue Pläne zu schmieden«, schalt er sich selbst. »Was immer auch geschieht, ich muß warten, ob Mira so handelt, wie ich es von ihr erwarte. Sie denkt logisch. Eigentlich kann sie zu keinem anderen Schluß gelangen. Sobald das Gesetz in Kraft tritt, wird sie sich zu den Spielen melden. Sie muß wissen, daß ich darauf warte und meine Vorbereitungen treffe.«

»Und wenn«, so stellte er sich selbst die Gegenfrage, »und wenn das Gesetz von der Politversammlung und damit vom Parlament abgelehnt wird?«

»Dann muß ich eben nach einer anderen Möglichkeit suchen. Ich weiß, es ist unmöglich, jemanden

von Io zu entführen. Die Sicherheitsvorkehrungen sind streng. Aber vielleicht finde ich doch einen Ausweg.«

»Mach dir nichts vor, Thorn. Niemand entkam je von Io, allein deshalb, weil Raumschiffe das Monopol der Regierung sind. Kein Privatmann darf ein raumtüchtiges Fahrzeug besitzen. Niemand kann die Erde verlassen, der nicht die Erlaubnis der Regierung in der Tasche hat.«

»Also gut, dann werde ich mich der Sicherheitspolizei stellen und meine Zugehörigkeit zur Grödigpartei zugeben. Dann schicken sie mich auch nach Io.«

»Und damit willst du Mira helfen? Wie denn? Gemeinsam mit ihr fliehen vielleicht? Du bist ein Narr, Thorn.«

»Wenn es unmöglich ist, kann ich wenigstens bei ihr sein. Mein Leben hier auf der Erde ist sinnlos geworden, wenn Mira auf Io lebt. Wir gehören zusammen, das weiß ich jetzt. Die logische Folgerung ist: Ich muß nach Io, wenn ich bei ihr sein will.«

»Du bist verrückt, Thorn! Lieber auf der Erde und ohne Mira, als in der Strafkolonie mit Mira – ganz abgesehen davon, daß du überhaupt nicht weißt, ob du auf dem Jupitermond mit ihr zusammentrifftst. Das hängt von zu vielen Umständen und Zufällen ab.«

»Vielleicht hast du recht, Pessimist. Aber soll ich hier sitzen und warten?« Er schüttelte den Kopf und blieb vor dem Wandspiegel stehen. Er sah in sein Gesicht. »Nein, Pessimist, ich werde nicht warten.

Ich werde nur noch warten, bis das Gesetz angenommen oder abgelehnt wird. Dann werde ich mich entscheiden.«

*

Der Gleiter landete glatt, und dann schritt Larko bedächtig über die Terrasse des Bungalows, der seinem Freund Bender gehörte. Sie hatten sich heute nicht verabredet, aber bei der morgendlichen Parlamentsdebatte kurze Blicke des Einverständnisses gewechselt. Zu einer Aussprache war es aus Zeitgründen leider nicht gekommen.

Aber das war auch nicht nötig gewesen.

Beide hatten, wenn auch aus verschiedenen Gründen, für die Zulassung Strafgefangener zu den Todesspielen gestimmt.

Larko war gekommen, um Bender nach seinen Motiven zu fragen. Er war nicht nur Politiker, sondern auch Psychologe.

Bender kam ihm mit ausgestreckten Armen entgegen.

»Lieber Freund, eben hörte ich es über den Informationssender: Das Gesetz ist angenommen, die Regierung hat gesiegt. Die Entscheidung war nicht schwer.«

Larko lachte.

»Gesiegt? Nur mit unserer Unterstützung, Bender. Wir waren auch für das Gesetz. Haben Sie Zeit?«

»Für Sie immer, Larko. Was darf ich Ihnen anbieten?«

»Einen Sitzplatz, wenn es möglich ist ...«

Bender lachte und deutete auf den Liegestuhl.

»Was zu trinken?«

Der Robotdiener brachte Flaschen und Gläser.

»Die heutige Entscheidung war nicht schwer, Bender, das stimmt. Ich frage mich nur, warum Sie dem neuen Gesetz zustimmten, obwohl Sie doch gegen die Spiele sind.«

»Das neue Gesetz hat nichts mit Ablehnung oder Befürwortung der Spiele zu tun. Es bietet jedoch die Möglichkeit, Strafgefangenen, die zum Leben auf einem unwirtlichen Mond verdammt sind, die Rückkehr zur Erde zu gestatten. Deshalb stimmte ich dafür.«

»Nur wenige von ihnen werden die Freiheit erlangen, Bender.«

»Richtig, aber sie haben immerhin die Chance dazu. Auf Io sind sie verloren.«

»Sie riskieren ihr Leben, wenn sie sich melden. Sie sind doch sonst gegen das Spiel. Gegen *jedes* Spiel.«

»Nicht dieses Mal, denn es geht um Humanität.«

Larko schüttelte den Kopf.

»Humanität! Sie stimmen für den Tod, weil Sie für die Humanität sind ...! Erklären Sie mir den Widerspruch, wenn Sie es können.«

»Nichts einfacher als das. Es gab einmal die Todesstrafe, und ich sah sie immer nur als Abschreckung, nicht als Strafe. Später gab es dann nur das lebenslängliche Zuchthaus oder Arbeitslager. Wer

einmal darin landete, starb auch darin. Heute haben wir Io. Ebenfalls ein Ort ohne Rückkehr, wobei sich darüber streiten läßt, ob der sofortige und schmerzlose Tod nicht humaner wäre. Wichtig ist nur, daß Io abschreckend wirkt. Gut und schön. Das wäre es wenigstens, wenn nicht die Möglichkeit bestünde, daß auch Unschuldige nach Io transportiert werden.«

»Unschuldige? Wie meinen Sie das?«

»Seit auch politische Strafgefangene nach Io deportiert werden, schleicht sich die Ungerechtigkeit in den Strafvollzug ein, das müssen Sie doch zugeben. Wie kann man jemanden bestrafen, der eine andere politische Auffassung als die Regierung vertritt? Ist das ein Verbrechen? Heute, wo es nur noch *eine* Demokratie gibt?«

»Hören Sie, Bender ...«

»Nein, ich höre nicht!« Bender nahm das Glas und leerte es auf einen Zug. Seine Hand zitterte leicht. »Politische Gegner müssen mit Argumenten, nicht mit Drohungen überzeugt werden, sonst werden sie immer Gegner bleiben. Und ein Gegner in der Verbannung ist gefährlicher als ein toter Gegner. Und auf jeden Fall tausendmal gefährlicher als ein überzeugter Gegner. Ich habe für das neue Gesetz gestimmt, weil ich hoffe, dadurch einigen zu Unrecht Verurteilten die Rückkehr zur Erde zu ermöglichen.«

»Damit ermöglichen Sie ihnen aber auch, früh und schnell zu sterben.«

»Darüber entscheiden nur sie selbst, nicht ich.«

»Ansichtssache«, meinte Larko, der Freund der

tödlichen Schachspiele.

Eine Weile saßen sie schweigend da, dann fragte Bender:

»Warum streiten wir eigentlich? Wir haben beide für das Gesetz gestimmt, und es wurde angenommen. Sie kennen meine Einstellung zum Spiel selbst. Ich halte es für unnötig. Aber wenn es Menschen die Freiheit geben kann, bin ich dafür. Der Zweck heiligt die Mittel.«

Larko nickte ihm über den Tisch hinweg zu.

»Ich bin glücklich, daß wir uns einig sind, Bender. So einig wie noch nie zuvor. Und das, obwohl sich eben die Gegensätze zwischen uns so recht offenbaren.«

Bender lächelte zurück.

»So ist das nun mal in der Politik«, sagte er und nahm das Glas.

*

Grams war nicht wohl in seiner Haut, als er das Lufttaxi programmierte. Er würde Thorn treffen, den Verlobten einer Strafgefangenen. Einen Mann, der gegen die Regierung konspirierte. Einen Feind.

Er wußte selbst nicht, warum er so handelte.

Vielleicht tat er es für Mira, die er nicht kannte. Vielleicht tat er es, weil ihn Thorns Argumente überzeugt hatten. Er hatte sich bisher niemals Gedanken über den wahren Grund der Todesspiele gemacht. Es gab sie, er verdiente damit sein Geld, er tötete in

Notwehr – und sonst gab es keine Probleme für ihn. Er verfügte nicht über das, was die Menschen ein Gewissen nannten, wenigstens hatte er das bisher angenommen. Zumindest hatte er nie darüber nachgedacht.

Bisher hatte es sich bei den Teilnehmern an den Spielen stets um Freiwillige gehandelt, um Menschen, die so veranlagt waren wie er: mutig, abenteuerlustig, vielleicht ein wenig verzweifelt und von der Gier nach Reichtum besessen, skrupellos und niemals kompromißbereit. Menschen, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um ein besseres Leben zu gewinnen.

Das neue Gesetz jedoch brachte es mit sich, daß Leute zur Teilnahme am Todesschach gezwungen wurden, zu denen diese Beschreibung nicht mehr paßte. Dann würde Grams Gegnern gegenüberstehen, die niemals seine Gegner sein wollten. Er mußte sie töten, wenn er selbst überleben wollte. Das Spiel war nicht mehr sauber, sondern eine Arena verurteilter Verbrecher, die um ihre nackte Existenz kämpften.

Das Todesschach war entehrt worden.

Grams würde bald nicht mehr ohne ernsthafte Konkurrenz bleiben, und sicherlich entbehrte das Spiel in einigen Jahren einer gewissen Seriosität, auf die heute noch Wert gelegt wurde. Primitive Brutalität würde Intelligenz und Klugheit ersetzen. Es würde nicht mehr mit dem Kopf, sondern nur noch mit den Waffen gekämpft werden.

Die rohe Gewalt triumphierte über Fairneß und Anstand.

So und nicht anders mußte es kommen, wenn Menschen durch ein offizielles Gerichtsurteil dazu gezwungen werden, ihr Leben auf den Feldern des Todesschachs zu verteidigen.

Das Taxi landete am Rand von Joycity. Grams stieg aus und fand schon wenige Minuten später bei Harry den Brief, der ihm den Treffpunkt mitteilen sollte. Thorn war vorsichtig geworden, seit er im Untergrund lebte. Der Treffpunkt war ein Hotel ganz in der Nähe.

»Was soll die Geheimnistuerei?« fragte Harry. »Der Kerl kam 'rein, gab mir den Brief und verschwand dann wieder. Ich wußte ja Bescheid, daß ich dir den Brief geben sollte, aber wenn du mich fragst ...«

»Stell keine Fragen, wenn du mir einen Gefallen tun willst. Ich müßte dich sonst anlügen, und das ist doch unter Freunden alles andere als schön, nicht wahr?«

Harry schüttelte den Kopf.

»Von mir aus, ich bin nicht neugierig. Aber ich würde dir raten, vorsichtig zu sein. Sieht mir alles zu sehr nach Verbotenem aus. Du wirst doch wohl nicht ...?«

»Unsinn! Ich erkläre dir das später. Grüße Feh von mir.«

»Komm vorbei, wenn du deine Geschäfte erledigt hast, Grams.«

Grams grinste.

»Geschäfte ist gut, alter Junge. Kein einziger Schein springt dabei heraus. Kein einziger. Bis bald.«

Er nahm wieder ein Taxi, denn er hatte keine Lust, die tausend Meter zu Fuß zurückzulegen. Thorn kam ihm in der dämmerigen Hotelhalle bereits entgegen und gab ihm die Hand.

»Verzeihen Sie, Grams, wenn sich meinetwegen Komplikationen für Sie ergeben. Kommen Sie, wir sind hier ungestört. Ich habe ein Zimmer gemietet ...«

Es war ein kleines, bescheidenes Zimmer, aber nicht ungemütlich. Grams durchsuchte es nach versteckten Mikrofonen und Kameras, bevor er sich setzte. Niemals vergaß er, vorsichtig zu sein.

»Das Gesetz ist durch, Thorn. Aber es wird eine Weile dauern, bis es sich in der Praxis auswirkt. Der Weg durch die Bürokratenmühle ist langwierig und voller Hindernisse. Immerhin besteht nun die Möglichkeit, daß sich Ihre Hoffnungen erfüllen. Sie wissen jedoch so gut wie ich, daß Mira dabei sterben kann. Sehr schnell sogar.«

»Auf Io würde sie auch sterben, Grams. Nur langsamer. Ich muß es riskieren, und außerdem bliebe mir keine Wahl. Ich bin fest davon überzeugt, daß Mira sich melden wird, und zwar sofort. Sie kennt mich, so wie ich sie kenne. Sie weiß, daß die Spiele der einzige Weg zurück bedeuten. Und sie weiß, daß auch ich das weiß. Alles ist nur eine Frage der Zeit. Wir bleiben in Verbindung, Grams, aber Sie dürfen sich nicht in Gefahr begeben. Ich lebe im Untergrund, und ich habe noch einige Geldmittel zur Verfügung. Sobald die ersten Rückkehrer von Io eintreffen, beginnt Ihre Arbeit. Sie müssen mir die Listen

der Teilnehmer an den Spielen besorgen, das ist alles.«

»Im Augenblick wäre das kein Problem, aber später wird es mehrere Spiele zugleich geben. Ich weiß nicht, wie das organisiert werden soll, aber ich finde es schon rechtzeitig heraus. Wie wollen Sie es anstellen, dem richtigen Spiel zugeteilt zu werden – Sie wissen ja, daß es keine Freiwilligenmeldung mehr gibt, solange genügend Strafgefangene zur Verfügung stehen?«

Thorn sagte:

»Das ist etwas, das ich leider Ihnen überlassen muß. Ich werde keinen Einfluß darauf haben. Man wird mich nicht fragen, sondern nur verurteilen. Sie aber haben das Recht, freiwillig weiterzuspielen, da Sie bereits vor dem Stichtag gespielt haben.«

»Ein Glück für mich, daß es diesen Paragraphen gibt. Übrigens werde ich nicht mehr länger Figur sein. Ich habe alles vorbereitet, um die Spielerlizenz zu erhalten. Die Frage ist nur, ob es mir dann auch gelingt, Ihre Mira ›einzukaufen‹, sobald sie zur Verfügung steht.«

Thorn lächelte gequält.

»Es gibt so viele ›Wenn und Aber‹, Grams. Die Hauptsache ist, daß nun die Chance besteht, Mira zu retten. Sie und ich auf einem Feld, und wir haben es geschafft.«

Grams schüttelte den Kopf.

»Dann haben wir es vielleicht zu zehn Prozent geschafft, Thorn. Mehr nicht. Aber zehn Prozent sind

mehr als nichts.«

»Sie sind der Anfang, Grams.« Er stand auf. »Ich will Sie nicht länger aufhalten und in Gefahr bringen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir helfen wollen. Und, ehrlich gesagt, ich weiß wirklich nicht, wie ich das alles einmal wieder gutmachen soll. Ich bin ein Fremder für Sie, Mira erst recht. Allein meine Argumente können Sie doch nicht so überzeugt haben, daß Sie Ihr Leben aufs Spiel setzen.«

»Das gehört zu meinem Leben, Thorn. Ich liebe die Gefahr, und die Befreiung Ihrer Verlobten gehört zu meinem Spiel. Es ist ein Teil des Todesschachs, ein privater Teil, wenn Sie es so wollen. Außerdem muß ich zugeben: Ihre Argumente sind gut. Auch Sie haben Ihr Leben und Ihre Freiheit aufs Spiel gesetzt, um eine Idee zu verwirklichen. Und ich halte diese Idee für gut. Nur ein Schock kann unsere Gesellschaft aufrütteln und heilen. Grödig wäre dieser Schock.«

Als sie sich diesmal verabschiedeten, hatte Thorn die Gewißheit, einem wirklichen Freund die Hand zu schütteln.

Er kehrte auf sein Zimmer zurück und beschloß, bis morgen zu bleiben. Hier war er einigermaßen sicher, wenn auch nur für ein oder zwei Tage. Zwar gab es kaum Kontrollen der Polizei, aber man konnte nie wissen. Es war besser, den Aufenthaltsort öfter zu wechseln, wenn man in der Illegalität lebte.

Das Werk lag am Fuß eines langgestreckten Gebirges, das eine natürliche Grenze nach Norden bil-

dete. Die Wohnhäuser gruppierten sich ein wenig abseits auf den Hügeln, die mit der spärlichen Vegetation los bedeckt waren. Es gab keine Zäune und Absperrungen. Sie waren genauso unnötig wie das Wachpersonal, das im Grunde genommen nur die Funktion der Arbeitseinteilung übernahm. Von hier gab es keine Flucht, höchstens die Flucht in die wasserlose Wüste und, wenn man Glück hatte, ins nächste Lager.

Schon dicht unter der Oberfläche gab es reichhaltige Lager an Rohstoffen, die zur Herstellung wichtiger Kunststoffe dienten. Aleks, der auf diesem Gebiet große Erfahrungen besaß, dankte dem Schicksal, sich hier nützlich machen zu können. Das würde sein und Miras Leben erheblich erleichtern. Denn die Strafkolonie auf Io war auf den Nachschub von der Erde angewiesen, und die Erde ihrerseits lieferte diesen Nachschub gegen Produkte von Io. Die Strafgefangenen auf Io kosteten den Steuerzahler auf der Erde kaum etwas.

Die Unterkünfte waren wesentlich besser und großzügiger angelegt, als Mira und Aleks vermutet hatten. Beide begannen daran zu zweifeln, daß alle Gerüchte, die sie über das Leben auf Io gehört hatten, der Wahrheit entsprachen. Man gab ihnen zwei Einzelzimmer, die durch eine Zwischentür verbunden waren. Der Sergeant, der ihnen die gedruckte Lagerordnung überreichte, sagte:

»Sie dürfen sich nicht einbilden, es sei überall so wie hier. Aber Major Lendoka legt Wert darauf, daß

Ruhe und Ordnung bei uns herrschen. Und eine gewisse Zufriedenheit. Nur so kann er die Norm schaffen und Oberst Tilbor davon überzeugen, daß wir ein Musterlager sind. Wir haben dadurch unsere Vorteile, Strafgefangene und Wachpersonal. Wir erhalten bessere Löhnungen und leichter einen Erdurlaub, Sie haben andere Vergünstigungen. Noch Fragen?«

Aleks nickte.

»Sie haben uns die beiden Zimmer gegeben, ohne sich zu erkundigen, ob wir das auch wünschen. Wie kommt das?«

Der Sergeant grinste.

»Nun, das sah doch ein Blinder, daß Sie zusammengehören. Und da Sie beide in derselben Abteilung arbeiten werden, lag es doch wohl nahe, Sie nicht zu trennen. Es wird Neider geben, Aleks, und Sie werden Ihren Anspruch mehr als einmal verteidigen müssen, aber vermeiden Sie Gewalttätigkeiten. Melden Sie es dem Major, wenn Sie belästigt werden. Haben Sie mich verstanden?«

»Sehr gut sogar, Sergeant. Wann beginnt die Arbeit?«

»Steht alles in der Lagerordnung. Morgen werden Sie dem Major vorgestellt, und dann beginnt der Alltag. Ich hoffe, wir bleiben Freunde. Es wäre für beide Seiten gut.«

Er ging, und Aleks und Mira waren allein.

Die beiden Zimmer hatten einen gemeinsamen Waschraum mit sanitärer Anlage. Da sich beide Zugangstüren abschließen ließen, war Diskretion in je-

dem Fall gesichert. Man würde schon miteinander auskommen.

Später saßen sie in Aleks' Zimmer und studierten die Lagerordnung. Der Hauptteil besaß Gültigkeit für alle Lager auf Io und war von Oberst Tilbor unterzeichnet. Der Anhang galt lediglich für das Werkslager »Physik-Chemie III« und war von Major Lendoka unterschrieben worden.

»Klingt alles recht logisch«, murmelte Aleks, »und viel geht daraus nicht hervor. Ruhe und Ordnung, na schön und gut. Arbeitseinteilung und Sondervergünstigungen. Fein. Aber niemand garantiert mir, daß Sie, Mira, vor Übergriffen sicher sind. Davon steht nichts in den Regeln. Männer und Frauen leben nach eigener Wahl zusammen, heißt es da. Ein Gummiparagraph, wenn Sie mich fragen. Was also, wenn mein Chef im Werk mit Ihnen zusammenleben möchte, Mira? Um Ruhe und Frieden zu wahren, wie es vorgeschrieben ist, müßte ich ihm das erlauben. Ich denke, wir werden morgen einige Fragen an den Kommandanten richten. Ich bin auf seine Antworten gespannt.«

»Ich glaube, wir sollten uns keine überflüssigen Sorgen machen, Aleks«, sagte Mira. »Bis jetzt haben wir es gut angetroffen, und wir werden auch weiterhin Glück haben. Sicher, unsere Welt ist kleiner geworden – eine kleine Station in der unbewohnbaren Wüste des Mondes. Aber wir leben einigermaßen menschenwürdig. Warten wir ab.«

Er gähnte.

»Gut, warten wir ab. Ich bin müde. Gehen wir schlafen.«

Er ließ ihr den Vortritt, und als er später in seinem Bett lag, waren die beiden Verbindungstüren nicht geschlossen.

*

Major Lendoka blätterte die Papiere durch und runzelte die Stirn, als er aufsaß. Mira und Aleks saßen auf zwei Stühlen vor dem Schreibtisch des Kommandanten. Draußen vor der Tür stand der Sergeant, der sie hergebracht hatte.

»Oberst Tilbor hat Sie mir empfohlen, und er ist schließlich mein Vorgesetzter. Trotzdem muß ich betonen, daß ich in meinem Lager einzig und allein bestimme und mir niemand in meine Angelegenheiten hereinzureden hat. Bewährte Fachkräfte sind mir immer willkommen. Bei Ihnen, Aleks, ist das zweifellos der Fall. Sie, Mira, sind Studentin, mehr nicht. Aber Sie interessieren sich für Chemie und Physik?«

»Sehr«, antwortete Mira ruhig. »Ich besitze auch Vorkenntnisse auf diesen Gebieten.«

»Und vor allen Dingen lieben Sie Aleks, nicht wahr?«

Die Frage kam überraschend, aber Mira ließ sich nichts anmerken.

»Wir wurden gute Freunde, Major, und wir möchten es bleiben.«

Der Offizier betrachtete sie forschend, und in sei-

nen Augen war etwas, das Mira nicht gefiel.

»Gute Freunde, so so? Nun, mir soll das nur recht sein. Ich will es also mit Ihnen versuchen. Sie werden sich bei Abteilungsleiter Waldstorm melden. Ein guter Mann, Aleks, und eingearbeitet. Sie können von ihm lernen. Seien Sie ihm behilflich, und vertrauen Sie sich gut mit ihm.« Er warf Mira einen Blick zu. »Er hat eine Schwäche für schöne Frauen, nehmen Sie ihm das nicht übel. Zum Glück liegt es in der Natur unserer Arbeit, daß wir viele weibliche Kräfte beschäftigen, so gibt es für ihn genug Möglichkeiten. Trotzdem möchte ich Sie warnen, Aleks. Lassen Sie sich auf keine Zwistigkeiten ein.«

»Soll ich nachgeben?« fragte Aleks direkt.

Der Major lächelte.

»Dazu kann Sie niemand zwingen – Sie haben ja die Lagerordnung gelesen. Frauen haben das Recht, geschützt zu werden, und Sie sind der Beschützer Ihrer Freundin. Bitte, sprechen Sie mit mir, wenn es Schwierigkeiten geben sollte. Ich möchte keinen Ärger haben.«

»Ich werde alles tun, um Sie zufriedenzustellen, Major«, versprach Aleks, und er meinte es ernst.

Der Sergeant führte sie ins eigentliche Werk. Es war eine riesige, flachgebaute Halle, die durch Wände in einzelne Abteilungen unterteilt wurde. Ein unterirdisch gelegenes Atomkraftwerk versorgte es und auch die Wohnhäuser und Unterkünfte des Wachpersonals mit Energie. In einem zweiten Gebäude befanden sich die Fertigungsanlagen.

Der Sergeant öffnete die Tür.

»Sie arbeiten in der Entwicklungsabteilung. Wir wissen, daß längst nicht alle vorhandenen Möglichkeiten ausgeschöpft wurden und erwarten von Neuankömmlingen immer neue Impulse. Abteilungsleiter Waldstorm wird Ihnen das erklären. Er ist für jeden Tip dankbar. Dort kommt er schon ...«

Waldstorm war ein kräftiger Mann, fast ein Riese von Gestalt. In der geringen Schwerkraft des Mondes gelang es ihm jedoch, seine zwei Zentner Gewicht so graziös zu bewegen, daß es fast grotesk wirkte. In seinen Augen funkelte schlecht getarnte Begehrlichkeit, als er Mira erblickte.

»Neues Personal?« fragte er den Sergeanten, ohne Mira und Aleks zu begrüßen. »Fachkräfte?«

Der Sergeant schien unangenehm berührt.

»Das sind Mira und Aleks, Waldstorm. Aleks ist Physiker mit Erfahrung, Sie werden ihn gebrauchen können. Mira ist seine Assistentin. Ich muß Sie im Namen des Kommandanten bitten, die beiden zusammenarbeiten zu lassen.« Er wandte sich an Aleks. »Machen Sie sich mit ihm bekannt, und denken Sie an das, was der Kommandant Ihnen sagte.«

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, verließ er die Halle.

Aleks versuchte, das unangenehme Schweigen zu brechen. Er streckte Waldstorm die Hand entgegen.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Waldstorm.«

Der Mann nahm die Hand, aber sein Gegendruck war lasch.

»Werden sehen, ob es eine Freude bleibt, Aleks. Hier wird gearbeitet, nicht gefaulenzt. Nur wenn wir arbeiten, ist unser Leben auf Io erträglich.« Er nahm auch Miras Hand und hielt sie länger fest, als unbedingt notwendig war. »Und das ist Ihre Lebensgefährtin?«

»Meine Assistentin«, verbesserte Aleks ruhig. »Wir wohnen zusammen. Und ich denke, wir werden auch zusammen arbeiten, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Habe ich nicht, Aleks. Kommen Sie, ich zeige Ihnen Ihren künftigen Wirkungskreis. Und keine Sorge: Wir leben in zivilisierten Verhältnissen. Ich kenne die Geschichten, die auf der Erde über Io im Umlauf sind. Sie dienen der Abschreckung. Wir hier auf Io sind nicht so verrückt, uns das Leben schwerer als unbedingt nötig zu machen. Die Erde hat uns verstoßen, und das wollen wir niemals vergessen. Aber wir sind von ihr abhängig, auch das dürfen wir niemals vergessen.«

Mira und Aleks gingen schweigend hinter ihm her.

Sie mochten beide Waldstorm nicht, das wußten sie, ohne auch nur ein Wort über das Thema gewechselt zu haben. Der Mann tat freundlich, aber er war es nicht. Eines Tages würde er den Preis für sein Entgegenkommen fordern, und Aleks glaubte zu wissen, wie dieser Preis aussah.

Sie begegneten anderen Männern und Frauen, die ihnen neugierige Blicke zuwarfen. Endlich blieb Waldstorm stehen und öffnete eine Tür, auf der in

Großbuchstaben ENTWICKLUNG stand.

Die Forschungsabteilung.

Er stellte Aleks und Mira ihren künftigen Mitarbeitern vor und ordnete an, daß man sie einweisen sollte. Dann verließ er den Raum, um seinen anderen Pflichten nachzugehen. Dabei streifte er Mira mit einem Blick, der mehr als alle Worte sagte.

Mira ahnte, daß es bald Unheil geben würde.

Ein Mann in weißem Mantel kam auf sie zu.

»Ich bin Bulgatow, Chemiker.« Er deutete in Richtung der Tür. »Machen Sie sich keine Sorgen, Miß. Solange Sie hier zu unserer Zufriedenheit arbeiten, kann er Ihnen nichts anhaben. Wir kennen das schon. Er versucht es immer wieder, wenn Neue eintreffen.« Er gab Aleks die Hand. »Ich denke, ich zeige Ihnen nun Ihren Arbeitsplatz ...«

*

In der Natur gab es keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht, dazu war die Sonne zu weit entfernt. Lediglich die riesige Scheibe des Jupiters bestimmte das Bild des Himmels, aber sein Stand hatte keinen Einfluß auf die Einteilung nach Stunden und Tagen. Auf Io galt Erdzeit.

Im Gemeinschaftsspeisesaal lernten Aleks und Mira an diesem Abend noch mehr Strafgefangene kennen. Fast alle machten einen guten Eindruck. Sie saßen mit Bulgatow und einem Physiker namens Ceccato an einem Tisch. Nachdem Aleks einige Fragen

gestellt hatte, sagte Bulgatow:

»Es wird besser sein, wenn ich Ihnen die Verhältnisse kurz schildere. Wenn Sie dann noch immer Fragen haben, stellen Sie sie. Ceccato wird mir helfen, sie zu beantworten. Was wir arbeiten, wissen Sie nun. Das ist nicht anders als auf der Erde, nur fehlt Ihnen hier die Möglichkeit, nach Belieben umherzu-
reisen oder sich sonst zu vergnügen. Sie haben nur Ihre Wohnung, das ist alles. Kein Wunder, daß gewisse Dinge nun mal zum Hauptzweck des Lebens wurden. Im Zusammenhang damit kann ich Ihnen mitteilen, daß sämtliche Speisen einen Zusatz enthalten, der unsere Frauen für die Dauer des Aufenthaltes auf Io unfruchtbar macht. Es gibt zwar Kinder, aber sie wurden bereits auf der Erde, nicht hier gezeugt.«

»Was geschieht mit diesen Kindern?« fragte Mira.
»Sie können doch nichts dafür, daß ihre Eltern ...«

»Sie bleiben bis zu einem gewissen Alter hier, dann kehren sie zur Erde zurück. Aber bleiben wir gleich beim Thema. Wir kennen die Gerüchte, die auf der Erde im Umlauf sind. Sie treffen auf unser Lager nicht zu. Es mag Lager geben, in denen Frauen Freiwild sind, aber das liegt wohl an der Mentalität der dort konzentrierten Charaktere. Wir haben insofern Glück, daß es bei uns kaum wirkliche Verbrecher gibt. Meist handelt es sich um politische Gefangene oder um solche, die einem Komplott zum Opfer fielen. Es gibt Ausnahmen, aber mit denen werden wir fertig. Hinzu kommt, daß es sich bei Major Lendoka um einen guten Kommandanten handelt. Si-

cher, er hat auch seine Probleme, mit denen er fertig werden muß, aber er ist auf ... nun, sagen wir mal ... Freiwilligenmeldungen angewiesen. Sie verstehen, was ich meine, Mira?«

Sie nickte. Natürlich verstand sie.

»Das ist aber auch der Grund, warum er sehr darauf achtet, daß es der Frauen wegen keine Obergriffe und keinen Ärger gibt. Man ist ihm dankbar dafür, und manchmal zahlt sich seine Einstellung für ihn aus. In dieser Hinsicht also haben Sie nichts zu befürchten. Nun zu Waldstorm. Da müssen Sie vorsichtig sein. Keine Frau hat es lange bei ihm ausgehalten, darum lebt er auch allein. Die neuen versucht er mit seiner Stellung zu beeindrucken und für sich zu gewinnen. Er hilft auch mit kleinen Drohungen und Hinweisen nach – Sie werden das noch zu spüren bekommen, Mira. Sie übrigens auch, Aleks. Lassen Sie sich nur nicht davon weichmachen. Er hat nicht das Recht dazu. Aber hüten Sie sich auch vor ihm. Er kann es so manipulieren, daß Ihre Fähigkeiten für den Job hier nicht mehr ausreichen, obwohl er dafür Beweise erbringen muß. Die kriegt er nicht so schnell. Nun ja, ohne ein wenig Aufregung wäre das Leben hier auch zu langweilig, wir haben uns also mit Waldstorms Hobby abgefunden.«

Aleks fragte:

»Wie ist das Wachpersonal? Korrekt?«

»Ja, absolut. Die Männer haben nichts von uns zu befürchten, also behandeln sie uns auch gut. Sie können nichts dafür, daß wir hier sind, es geht ihnen ja

in gewisser Hinsicht so wie uns. Sie haben mehr Freiheit, können von einem Lager zum anderen versetzt werden und erhalten einmal im Jahr einen Austauschurlaub. Sie sehen die Erde wieder, das unterscheidet sie von uns. Gleichzeitig stellen sie die einzige Nachrichtenverbindung von hier zur Erde her. Umgekehrt haben wir diese ja in den Neuzugängen.«

»Soweit ich das beurteilen kann, Bulgatow, bilden die abgelösten Wachmannschaften eine sehr unzuverlässige Nachrichtenquelle. Eine andere Erklärung kann ich für die falschen Vorstellungen, die man dort von Io hat, nicht finden.«

»Sie haben recht, aber Sie dürfen auch nicht vergessen, daß nur die wenigsten Gelegenheit haben, unmittelbar mit dem Wachpersonal Kontakt aufzunehmen. Ihre Berichte werden verfälscht wiedergegeben. So kommen die Gerüchte zustande. Die Verbannung nach Io muß das bleiben, was sie war: eine Strafe, und zwar die härteste Strafe überhaupt.«

»Sie ist es, auch wenn das Leben hier erträglich scheint. Es gibt keine einzige Möglichkeit, jemals wieder zur Erde zurückzukehren?«

Ceccato antwortete diesmal:

»Doch, es hat derartige Fälle gegeben. Es handelte sich um Revisionsverfahren, die auf der Erde geführt wurden. Manchmal stellte sich die Unschuld des Verurteilten heraus, und er wurde begnadigt. Diese Fälle scheinen jedoch in den letzten Jahren immer seltener geworden zu sein.«

Aleks beugte sich ein wenig vor. Er sprach leiser

als sonst.

»Haben Sie vielleicht etwas davon gehört, daß sich Strafgefangene auf Io freiwillig zu den Todesschachspielen auf der Erde melden können?«

Bulgow und Ceccato schüttelten beide den Kopf.

»Todesschach? Das ist doch ein Sport für Verrückte«, meinte der Russe schließlich. »Was haben wir damit zu tun?«

»Es soll ein entsprechendes Gesetz in Vorbereitung sein. Dann allerdings bestünde für uns die Möglichkeit, zur Erde zurückzukehren.«

Abermals schüttelte Bulgow den Kopf, diesmal energischer.

»Um dort zu sterben? Nein, darauf verzichte ich gern. Lieber bleibe ich hier.«

»Es war ja auch nur ein Gerücht«, entgegnete Aleks und schloß das Thema ab. »Ich bin müde. Willst du den Herren noch Gesellschaft leisten, Mira?«

»Morgen vielleicht, Aleks. Heute bin ich zufrieden, wenn ich im Bett liege ...«

Sie verabschiedeten sich und waren froh, als sie in der Wohnung waren.

Sie kam ihnen auf einmal wie eine kleine, sichere Festung vor.

*

Grödig regierte die nördliche Hemisphäre.

Wenigstens glaubte er das.

Er saß in seinem hermetisch von der Außenwelt abgeschirmten Palast vor unzähligen Nachrichtengeräten, Fernsehkameras und Mikrofonen und erteilte seine unsinnigen Befehle. Mit allen Mitteln bereitete er den Krieg gegen den Süden vor und war sicher, ihn zu gewinnen. Dann würde ihm nicht nur der Norden, sondern die ganze Welt gehören.

Er hatte leichtes Spiel gehabt, an die Macht zu gelangen. Die Welt war morsch und dekadent geworden. Es ging den Menschen zu gut. Demokratie machte sie schwach und anfällig. Ihre Leistungen ließen nach. Die Kurve der Entwicklung fiel steil nach unten.

Auf den Bildschirmen verfolgte Grödig die neue Entwicklung, die ihm allein zu verdanken war. Er hatte die Menschen wachgerüttelt, oft mit Gewalt und Ungerechtigkeit. Er wußte das, aber es gehörte zu seinem Plan.

Grödig drückte auf einen der vielen Knöpfe.

»Sie wünschen, Sir?« kam es aus einem Lautsprecher.

»Schicken Sie mir den Adjutanten zur Information.«

»Sofort, Sir.«

Das klappte ja wie am Schnürchen. Man gehorchte ihm aufs Wort, und das war ihr Glück. Wer nicht gehorchte, wurde erschossen. Zum Teufel mit der Humanitätsduselei! Sollten die auf Io doch verhungern, sie erhielten keinen Nachschub mehr. Dann bekamen sie ihre gerechte Strafe. Und hier auf der Erde wurde kurzer Prozeß gemacht.

Oberst Rangel trat ein. Er salutierte und sah Grödig fragend an. »Die Nachrichten, Oberst! Neue Informationen, bitte! Auf den offiziellen Nachrichtendienst möchte ich nicht allein angewiesen sein.«

Der Oberst trat näher. In seinem Gesicht zeigte sich keine Regung. Er war einer der besten Schauspieler, den man für diese Rolle hatte finden können.

»Es gärt, Sir. Es gärt in allen Teilen der Welt. Man will den Krieg gegen den Süden. Man wartet auf Ihre Befehle. Vielleicht wäre es gut, wir würden noch für heute eine entsprechende Rede ankündigen. Die Massen brauchen den zündenden Funken, Sir, und wer anders als Sie könnten ihn geben?«

Grödig nickte selbstgefällig.

»Sie haben recht, Oberst. Nach dem Sieg werden Sie mein Stellvertreter. Bereiten Sie alles für die Rede vor. Ich werde sie selbst entwerfen und heute abend über alle Stationen halten. Die im Süden sollen zittern.«

»Wir werden die Welt einen, Sir.«

»Natürlich werden wir das, Oberst! Eine einzige Weltregierung, ewiger Friede – wie finden Sie das? Und ich, Grödig, werde der Herrscher der Welt sein. Großartig!«

Grödig wußte nicht, daß auch dieses Gespräch über den Sonderkanal ging und ausgestrahlt wurde. Überall saßen die Menschen vor ihren Geräten und amüsierten sich. Es gab keine bessere Unterhaltungssendung als die von Grödig.

»Die zehn Spione wurden hingerichtet, Sir«, sagte

Oberst Rangel ruhig. »Sie haben es selbst beobachten können.«

»Stimmt, Oberst. War ein großartiges Schauspiel. Ging es über alle Sender?«

»Wie angeordnet, Sir, zur Warnung. Man hat das Programm auch im Süden empfangen können.«

»Ausgezeichnet! So etwas wirkt immer abschreckend.«

Grödig hatte keine Ahnung davon, daß man ihm einen alten Film vorgespielt hatte, der in den Archiven lag. Niemand war hingerichtet worden, schon seit Jahrzehnten nicht. Schon gar nicht im Fernsehen.

»Haben Sie noch Wünsche, Sir?«

Grödig winkte großzügig ab.

»Nicht im Augenblick, Oberst. Ich lasse Sie rufen, wenn der Entwurf für die Rede fertig ist. Bis dann.«

Der Oberst salutierte, machte kehrt und verließ den Raum.

Draußen auf dem Korridor holte er erst einmal tief Luft, ehe er weiterging. Für einen Augenblick stellte er sich vor, wie die Welt wirklich sein würde, käme ein Mann wie Grödig jemals an die Macht. Noch amüsierten sich die Menschen, wenn sie den Verrückten hinter seinem Schreibtisch regieren sahen; der Nervenkitzel tat ihnen gut; die Vorstellung, es könne in der Tat so sein, riß sie aus ihrer Müdigkeit. Aber sie wußten, daß alles nur Theater war.

Rangel kam plötzlich ein ganz irrsinniger Gedanke. Er behielt ihn für sich, während er den Technikern die notwendigen Anweisungen für die heutige

Sendung gab. Dann, auf seinem Zimmer, setzte er sich auf sein Bett und stützte den Kopf in die Hände.

Was wäre, wenn die Menschheit *glaubte*, Grödig sei der Staatsstreich gelungen? Eine gut inszenierte Sendung über alle Kanäle, eine entsprechende Rede des Diktators, ein paar geschickt ausgesuchte Archivfilme – und der Schock war perfekt. Konnte es eine bessere Unterhaltung als die nackte Angst geben?

Oberst Rangel, in Wirklichkeit jugendlicher Held bei der Visipana in Hollywood, schüttelte den Kopf über sich selbst. Wie kam er nur auf solche Ideen? Sicher, er hatte von der Untergrundbewegung gehört, die Grödig an die Macht bringen wollte, aber er nahm ihre Bestrebungen nicht ernst; Es war gut, daß es diese Bewegung gab, daran konnte kein Zweifel bestehen. Ihre Existenz erhöhte die Spannung des grandiosen Schauspiels. Sie gab ihm einen Anstrich von Seriosität. Schlimm nur war, daß einer dieser Fanatiker in den Palast eindringen und Grödig aufklären konnte. Dann wußte Grödig, daß man ihn zum Narren hielt.

Niemand aber wußte, welche Konsequenzen das haben konnte.

Die Organisation arbeitete im dunkeln. Sie war damit illegal. Rangel war nicht nur Schauspieler, er wäre auch ein ausgezeichnete Regisseur gewesen. Was jetzt in seinem Gehirn vorging, konnte nicht der Denkprozeß eines normalen Menschen sein. Die Geheimorganisation einspannen, um die Unterhaltungs-

sendung Grödig mit Spannungseffekten zu bereichern ...!

War das nicht eine großartige Idee?

Oberst Rangel beschloß, Verbindung zu der Untergrundorganisation aufzunehmen, ohne daß jemand davon wußte.

*

Thorn hatte inzwischen zweimal das Hotel gewechselt und war sicher, daß ihm niemand gefolgt war. Vielleicht war es an der Zeit, wieder Verbindung zu seinen Leuten aufzunehmen. Das aber war nicht so einfach, denn nach der letzten Verhaftungswelle war man vorsichtig geworden. Er war ja nur ein kleiner, unbedeutender Kurier gewesen, und vielleicht hatte man ihn schon längst vergessen.

Er kannte einen Ort, an dem er sich öfters mit einem anderen Kurier getroffen hatte. Vielleicht half ihm der Zufall. Der Mann hieß Kern und war Ingenieur, etwa um die Dreißig und in seinen Ansichten gemäßigt und vernünftig. Warum er Grödig helfen wollte, wußte Thorn nicht, aber er wurde den Verdacht nicht los, daß Kern die gleichen Motive wie er hatte.

Kurz entschlossen bezahlte er seine Hotelrechnung, nahm seinen kleinen Koffer und tauchte in der Millionenstadt unter. In einem Cafe las er die Tageszeitungen durch. Es gab nichts Neues in der Politik. Der Süden war ruhig, der Norden nicht minder. Eine

Gruppe junger Leute war mit Genehmigung der Regierung zu den Asteroiden unterwegs, um die Möglichkeit der Errichtung eines Hotels zu erkunden. In Europa hatte man zwei neue Felder für das Schachspiel gebaut. Nach letzten Meldungen gab es in diesem Jahr eine Rekordernte in der bewässerten Sahara. Indien ertrank in einem Überfluß an Reis, der von China geliefert wurde.

Es ging gut in der Welt zu – viel zu gut für die ewig Unzufriedenen.

Thorn sah sich um. Das Cafe war bis auf den letzten Platz gefüllt. Man konnte die Müßiggänger nicht von den Geschäftsleuten unterscheiden, die hier mit ihren Partnern beim Kaffee saßen und ihre Transaktionen durchführten. Kinder balgten sich herum, und einige Frauen versuchten, sie zu beruhigen. Ganz in der Ecke saß ein Liebespaar, ohne sich um neugierige Zuschauer zu kümmern.

Eine friedliche Wohlstandswelt.

Thorn zahlte und ging. Er wußte auf einmal nicht mehr, was an dieser Welt so verkehrt war. Doch dann dachte er an Mira, und er wußte es wieder.

Es war ein drittklassiges Hotel am Stadtrand. Niemand fragte hier nach Namen oder Identitätsmarke. Thorn nahm ein Zimmer und setzte sich dann ins Restaurant. Wenn er Glück hatte, tauchte Kern heute zufällig auf. Er wußte, daß Kern mindestens zweimal in der Woche in diesem Hotel seine Kontaktleute traf.

Das Bier war schal wie immer, und den Brandy

hatte man verdünnt. Aber das konnte sich der Chef des Hauses erlauben, denn niemand von seinen Gästen würde sich beschweren. Sie hatten alle gute Gründe, den Mund zu halten – und zu zahlen.

Thorn wartete zwei Tage, dann erschien Kern.

Er setzte sich an einen Nebentisch und schien Thorn nicht gesehen zu haben. Mit ruhiger Stimme gab er seine Bestellung auf und blätterte dann in der Tageszeitung, die auf dem Stuhl gelegen hatte. Thorn versuchte, in sein Blickfeld zu geraten, aber Kern sah einfach an ihm vorbei.

Da wurde es Thorn zuviel. Er stand auf und setzte sich auf den freien Stuhl an Kerns Tisch.

»Tut mir leid, Kern, aber ich muß mit Ihnen sprechen.«

Kern blickte weiter in seine Zeitung.

»Sie sind unvorsichtig, Thorn. Wissen Sie nicht, daß man uns auf Schritt und Tritt beobachten läßt? Ich konnte meinen Verfolger abschütteln, aber ich weiß nicht, wie lange es dauert, bis man mich wieder findet.«

»Hier sind wir sicher. Ich habe nur einige Fragen.«

»Aber schnell, Thorn.«

»Sie wissen, daß man Mira verhaftet hat?«

»Sie und eine Menge andere, ja, ich weiß. Derek Fall hat sie verraten. Er sitzt im Gefängnis – und das ist besser für ihn.«

»Derek Fall?« Thorn kannte den Namen nicht.
»Nun wissen wir wenigstens, wer es war.«

»Es ändert die Lage nicht. Wir sind keinen Schritt

weitergekommen, und niemand weiß, wie lange die Regierung Grödig noch regieren läßt. Der Spaß kann jeden Tag vom Programm abgesetzt werden, und dann haben wir keine Chance mehr. Aber was erzähle ich Ihnen da? Sie haben sich ja abgesetzt, seit Mira nach Io geschickt wurde.«

»Keineswegs, ich war nur vorsichtig. Ich bin bereit, jetzt wieder aktiv mitzuarbeiten. Bestellen Sie das unseren Auftraggebern. Jederzeit.«

Kern sah Thorn lange an.

»Warum eigentlich, Thorn? Gibt es für Sie einen vernünftigen Grund, Grödig zu helfen? Sie wissen, was er plant? Warum sind Sie für ihn?«

Thorn wartete, bis der Ober Kern das Bier gebracht hatte, und bestellte sich ein neues.

»Aus dem gleichen Grund wie Sie, glaube ich wenigstens. Sie sehen mir zu intelligent aus, um eine Diktatur zu wollen. Also verfolgen Sie einen anderen Zweck. Schocktherapie, nicht wahr?«

Kern nickte.

»So ungefähr. Viele denken so. Sie sind es leid, sich bis zu ihrem Tod zu langweilen, und ein Mann ohne Aufgabe muß sich langweilen. Die Aufregungen, die uns die Videoshows bieten, sind nur ein Ersatz für wirkliches Erleben, für echte Aufgaben. Aber einen amtierenden Diktator aus dem Sattel zu heben – *das* nenne ich eine Lebensaufgabe. Nur müssen wir ihn erst hineinheben, Thorn. Habe ich recht?«

»Sie sind leichtsinnig, so zu mir zu sprechen, Kern. Warum vertrauen Sie mir?«

Kern schüttelte den Kopf.

»Sie mißverstehen mich natürlich. Was ich eben sagte, ist lediglich *Ihre* Ansicht zur Grödigangelegenheit – beweisen Sie mir das Gegenteil. Sie sehen, ich bin vorsichtig genug, falls jemand mitgehört hat.«

Thorn mußte lächeln.

»Sie sind sehr klug, aber ich glaube doch, daß wir uns verstehen. Also, ich möchte wieder mitmachen, aus den gleichen Gründen wie Sie. Können Sie den Kontakt wieder herstellen? Ich habe keinen festen Wohnsitz, kann also wieder gut Kurier spielen. Und vielleicht ergibt es sich, daß ich einmal einen der führenden Männer der Organisation kennenlerne. Es wäre mein sehnlischer Wunsch.«

»Grödig steckt nicht dahinter, denn er hat ja keine Ahnung davon, daß er eine Marionette ist. Er würde nicht schlecht staunen, wenn man ihn aufklärte. Vielleicht würde das sogar genügen, den erwünschten Schock zu bewirken. Man sollte darüber nachdenken.«

Thorn trank von seinem Bier.

»Ein faszinierender Gedanke, Kern. Jemand müßte Grödig einen Besuch abstatten – aber wie? Der Palast ist hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen. Niemand kann in ihn eindringen, ohne sofort erwischt zu werden. Außerdem glaube ich nicht, daß die Organisation damit einverstanden wäre. Wir kennen ihre Absichten nicht.«

Kern sagte gleichmütig:

»Dann sollten wir es eben von uns aus versuchen, Thorn. Ich habe lange darüber nachgedacht und glaube, es gibt eine Möglichkeit. Zufällig kenne ich jemanden, der mir behilflich sein könnte. Aber ich tue es allein. Sie dürfen sich da nicht einmischen. Es ist aber gut für mich, wenn jemand weiß, was ich plane. Wenn etwas schiefgeht, kann er dort weitermachen, wo ich aufhören mußte.«

»Sie wollen zu Grödig?«

»Ja, das will ich. Nur wenn er von dem Spiel weiß, das mit ihm getrieben wird, kann er die richtigen Konsequenzen ziehen. Er kann nur dann zur Macht streben, wenn er weiß, daß er gar nicht an der Macht ist. Er muß das Spiel weiter zum Schein mitmachen. Die Organisation muß das Personal des Palastes ausschalten und ersetzen, ohne daß die Welt es bemerkt. Und dann kann Grödig handeln, richtig handeln. Seine Befehle gehen über uns und werden entsprechend abgeändert, aber sie werden immer noch genügen, die Welt zu erschrecken.«

Thorn fragte:

»Und Sie glauben, die Organisation ist damit einverstanden, auch wenn sie vor die Tatsachen gestellt wird?«

Kern lächelte siegessicher.

»Natürlich ist sie das, Thorn.« Er sah auf die Uhr. »Übermorgen treffe ich Sie hier wieder, um die gleiche Zeit. Wenn ich verhindert bin, schicke ich Ihnen einen zuverlässigen Freund. Er wird sich zwei Glas Bier bestellen, daran erkennen Sie ihn.«

»Seien Sie vorsichtig, Kern.«

Kern stand auf, nachdem er eine Münze auf den Tisch gelegt hatte.

»Sie auch, Thorn.«

*

Genau zwei Tage später erschien ein Mann im Hotel und bestellte sich beim Ober zwei Glas Bier. Der Ober sah ihn verdutzt an und vergewisserte sich, daß er sich nicht verhöhrt hatte.

»Sagten Sie zwei, Sir?«

»Zwei! Warum?«

»Nun, es ist ungewöhnlich, daß jemand zwei ...«

»Das ist überhaupt nicht ungewöhnlich, wenn Sie es genau wissen wollen. Wissen Sie, der erste Zug ist der beste, wenn man durstig ist. Bei diesem ersten Schluck muß der Inhalt eines Glases dran glauben. Bis ich dann das nächste erhalte – Sie sind ja auch nicht der Schnellste –, stellt sich der Nachdurst ein, und den möchte ich sofort löschen. Sie verstehen das hoffentlich?«

»Also gut, zwei Bier«, sagte der Ober.

Thorn saß zwei Tische weiter. Kern mußte ihn dem Kurier geschildert haben, denn er fing einen Blick des Fremden auf. Er wartete, bis der Ober die Biere brachte, dann stand er auf. Er ging zum Tisch des Fremden.

»Darf ich eine der Zeitungen haben?«

»Gern.«

»Danke.« Und flüsternd fügte er hinzu: »Zimmer vier, erster Stock.«

Er ging, ohne eine Entgegnung abzuwarten.

Kaum hatte er zwei Gläser auf den Tisch gestellt und die Flasche aus dem Schrank geholt, da klopfte es auch schon. Der Fremde trat ein.

Als er die Flasche in Thorns Händen sah, nickte er beifällig.

»Das nenne ich aufmerksam, mein Freund. Trocken redet es sich so schlecht. Kern schickt mich, aber das haben Sie sich sicherlich bereits gedacht. Er ist verhindert.«

Thorn schenkte ein.

»Bitte, setzen Sie sich, hier sind wir sicher. Was ist mit Kern?«

»Keine Ahnung. Er sagte mir nur, Sie wüßten Bescheid. Mir hat er nichts gesagt.«

Thorn leerte sein Glas und schenkte sich und seinem Gast nach.

»Ja, ich weiß Bescheid. Haben Sie mir eine Botschaft von ihm zu überbringen – ich meine, hat er Ihnen etwas für mich aufgetragen?«

Der Fremde schüttelte den Kopf.

»Eigentlich nicht, und das finde ich recht seltsam. Er sagte mir nur, ich träfe Sie unter gewissen Voraussetzungen hier im Hotel und sollte Ihnen mitteilen, daß er unterwegs sei. Was er damit meint, weiß ich nicht. Es muß sich um eine Aktion handeln, die er mit Ihnen besprochen hat. Wollen Sie mich einweihen?«

»Nicht, wenn Kern es auch nicht tat. Es wäre auch zu gefährlich – besonders für Sie.« Thorn deutete auf die Flasche. »Noch einen, Mister ...?«

»Der Name tut nichts zur Sache, Thorn. Ihren kenne ich natürlich.«

Thorn lächelte.

»Sehen Sie, ich kenne nicht einmal Ihren Namen, aber Sie verlangen von mir, daß ich Ihnen Kerns Geheimnis mitteile.«

»Geheimnis! Er wird einen Auftrag durchführen, das ist alles.«

»Vielleicht. Was gibt es sonst an Neuigkeiten? Sie müssen wissen, daß ich nur selten mit der Organisation zu tun habe. Kurierdienste, das ist alles. Wann ist es soweit?«

Der Fremde grinste, trank sein Glas leer und erhob sich.

»Sie werden doch nicht im Ernst gedacht haben, daß ich Ihnen darauf antworte? Wer schweigt, lebt länger – und ich habe die Absicht, extrem alt zu werden. Guten Abend, Thorn, und vielen Dank für den ausgezeichneten Whisky.«

Als Thorn wieder allein war, hatte er das unangenehme Gefühl, nur halb in eine Sache eingeweiht worden zu sein. Er wußte, daß Kern dabei war, seine Absicht durchzuführen, aber er hatte keine Ahnung, wie Kern das anzustellen gedachte.

Er wußte nicht einmal, ob Kern noch lebte.

*

Der Regierungspalast Grödigs – ein ehemaliges Sanatorium – lag unweit von Terrapolis in einem unberührt gelassenen Waldstück auf einer gerodeten Anhöhe. Er wurde von einer drahtbewehrten Mauer aus Natursteinen umgeben. Außer dieser elektrischen Sperre gab es noch andere Hindernisse, die jedoch in erster Linie dazu dienten, das Verlassen des Palastes in Richtung Außenwelt zu verhindern. Grödig mußte isoliert bleiben und durfte den Palast nicht verlassen. Wenn er einen entsprechenden Wunsch äußerte, lag es stets an Oberst Rangel, ihn von den Gefahren zu überzeugen, die ihn außerhalb der Befehlszentrale erwarteten.

Der Weg in umgekehrter Richtung war nur schwach abgesichert.

Kern blieb in dem schmalen Graben liegen, bis der Posten vorbeigegangen war. Vor ihm stieg das Gelände weiter an, und oben auf dem Hügel erkannte er im Mondlicht die Umrisse des Palastes. Davor war der langgestreckte schwarze Schatten der Mauer.

Bis jetzt war alles glatt gegangen. Er hatte angenommen, das Vorfeld sei besonders abgesichert, aber das hatte sich als Irrtum herausgestellt. Wahrscheinlich rechnete niemand damit, daß jemand in den Palast eindringen könnte. Warum auch? Für die Welt war Grödig ein harmloser Spaßmacher, der nur auf den Bildschirmen regierte, mordete und Krieg führte. Man war ihn los, indem man das Gerät abschaltete. So einfach war das.

Aber die Mauer!

Kern wußte, daß der Draht auf der Mauerkrone elektrisch geladen war. Sein schwarzer Gummianzug würde ihn schützen, aber er mußte darauf achten, daß es zu keiner Entladung kam. Der Blitz würde ihn vorzeitig verraten. Vielleicht gab es auch Alarmanlagen, die er versehentlich auslöste.

Der Wachtposten verschwand in der Dunkelheit. Der nächste würde in zwei Minuten folgen. In der Zwischenzeit mußte Kern die nächsten hundert Meter hinter sich bringen.

Er schob sich aus dem Graben und kroch auf allen vieren weiter, um sich nicht gegen den helleren Himmel abzuheben. Mit den Infrarotgeräten allerdings würde man ihn auch auf dem Boden entdecken können – falls sich jemand die Mühe machte, den Boden damit abzusuchen.

Die Fernsehgesellschaften, die den ganzen Spaß mit Genehmigung der Regierung finanzierten, brachten dem Militär eine Stange Geld ein. Das war aber auch notwendig, denn der Anteil des Verteidigungsministeriums am Staatsbudget betrug nur noch knapp zwei Prozent. Das reichte gerade zur Einkleidung, Verpflegung, Entlohnung und knapper Bewaffnung der Armee aus. Den Rest des Geldes beschafften sich die Streitkräfte durch private Initiative. Wie in diesem Fall durch den Sonderauftrag der Fernsehgesellschaften. Die Gebühren waren entsprechend hoch, aber dafür wurde auch einiges geboten.

Knapp vor der Mauer wurde das Gelände hügelig-

ger und bot mehr Deckung. Die Stellen, an denen einst Bäume gestanden hatten, waren noch nicht zugewachsen. Kern kauerte sich in eine solche Vertiefung und wartete auf die Wachtposten. Hier patrouillierten sie zu zweit, wußte er.

Sie kamen etwas später und blieben knapp zwei Meter von ihm entfernt stehen. Zum Glück drehten sie ihm den Rücken zu und sahen hinab in Richtung des Waldes. Der eine kramte in seinen Taschen.

»Hast du eine Zigarette, Jerry?«

Der andere brummte:

»Du weißt, daß das Rauchen verboten ist. Ich habe keine Lust, mich erwischen zu lassen. Die ziehen uns glatt einen Tageslohn ab.«

»Ist doch nichts los, Esel. Der O. v. D. hat seine Runde schon gedreht und pennt wieder. Oder er qualmt eine.« Er zog das Päckchen aus der Tasche. »Habe selbst noch welche, wie du siehst. Willst du eine?«

»Gib schon her, aber halte die Hand davor.«

Kern konnte beobachten, daß sie die Zigaretten in den Mund steckten und kräftig daran sogen. Sie entzündeten sich automatisch. Der aromatische Duft wehte in Kerns Nase, und er duckte sich tiefer in sein Loch. Die Kerle schienen hier Wurzeln schlagen zu wollen.

»Bin gespannt, wie lange wir das hier noch machen sollen.«

»Von mir aus ewig. Ist besser als die Kaserne.«

»Kommt ja doch keiner, auf den wir mal ballern

können – nur so zum Spaß, natürlich.«

»Gibt genug Kaninchen.«

»Auf die darf nicht geschossen werden«, erwiderte Jerry lakonisch.

Sie rauchten schweigend, dann zertraten sie die Kippen und gingen weiter.

Kern atmete auf, als sie in der Dunkelheit verschwanden. Sie nahmen ihre Arbeit also nicht besonders ernst, die Herren Soldaten. Nun, ihm konnte es recht sein. Lediglich der Drang Jerrys, mal zum Spaß auf Menschen schießen zu dürfen, bereitete ihm Kummer. Nun gab es die Todesspiele, in denen sich derartige Charaktere bisher abreagieren konnten. Zu den Spielen gehörte aber Mut, und manche Menschen wollten eben nur schießen, sie wollten nicht, daß auch auf sie geschossen wurde.

»Ihr werdet bald Gelegenheit haben, euch zu amüsieren«, murmelte Kern verbittert und schob sich aus dem Loch. Es waren nur wenige Meter bis zur Mauer. »Hoffentlich ist keine Feuchtigkeit an meinem Anzug ...«

Der Isolierstoff reichte aus, die starke Spannung abzuleiten, aber Kern fürchtete eine elektrische Entladung, die ihn sofort verraten konnte.

Seine suchenden Finger fanden Risse und Vorsprünge in der Mauer. Es dauerte keine zehn Sekunden, dann lag er flach auf der breiten Fläche, fast drei Meter über dem Boden und dicht neben dem elektrischen Zaun, der nur provisorisch angebracht worden war.

Wenn er geschickt vorging, berührte er ihn vielleicht nicht einmal.

Im Park war alles ruhig. Kern wußte, daß es auch hier Patrouillen gab, aber sicherlich würden sie ihre Pflichten noch weniger ernst als ihre Kollegen außerhalb nehmen. Wenn wirklich jemand in den Palast eindrang, würden zuerst immer jene Wachtposten verantwortlich gemacht werden, die außerhalb des Parks und jenseits der Mauer Dienst hatten.

Kern stieg über den Zaun und blieb flach liegen, als er es geschafft hatte. Er atmete ein paar Mal tief durch und spürte, wie sein Herzschlag sich beruhigte. Es war nicht mehr so dunkel, denn im Palast brannten viele Lichter hinter den Fenstern. Ihr Schein fiel bis in den Park. Kein Wachtposten war zu sehen.

Vorsichtig ließ er sich auf der anderen Seite herab und sprang den letzten halben Meter. Ohne sich zu rühren, blieb er stehen und lauschte.

Nichts.

Einige Büsche als Deckung benutzend, schlich er sich näher an den Palast heran. Zwei Soldaten standen neben dem Eingang, einer rechts, der andere links. Sie unterhielten sich sorglos, aber Kern war noch zu weit entfernt, um jedes ihrer Worte zu verstehen.

Es würde nicht so einfach sein, an ihnen vorbeizukommen, auch wenn sie nicht besonders gut aufpaßten. Wenn es dunkler gewesen wäre, hätte es für Kern keine Probleme gegeben. Aber der Palast war erleuchtet wie bei einem Staatsempfang.

Zehn Meter von den beiden Wachtposten entfernt lag er hinter dem letzten Busch. Vor ihm war noch ein Stück Rasen, dann die Stufen zum Portal, neben dem die Soldaten Wache hielten.

Das Gespräch der beiden kam ins Stocken. Sie schienen sich nichts mehr zu erzählen zu haben. Gelangweilt sahen sie hinab in den Park, an Kern vorbei, der noch immer hinter dem Busch lag. Dann sagte der eine:

»Heute haben sie wieder was vor.«

»Grödig hält eine Ansprache, der Trottel.«

»Und deshalb so ein Theater?«

»Muß wohl«, knurrte der andere die Antwort.

Kern bemerkte, daß sich die Aufmerksamkeit der beiden auf einen Übertragungswagen richtete, der von links durch die Allee kam. Der rechts stehende Posten wechselte seine Stellung, um besser sehen zu können.

Das war die Gelegenheit.

Kern huschte vor, vorbei an den beiden Männern – und war im Innern des Palastes. Schwer atmend stand er in einer Nische und sah sich vorsichtig nach allen Seiten um.

Es mußte sich um eine Art Vorhalle handeln. Sie war hell erleuchtet und zum Glück menschenleer. Von draußen drangen die Geräusche des abstoppenden Wagens. Stimmen wurden hörbar, und dann kamen zwei Techniker der Fernsehgesellschaft in die Halle. Sie stritten sich, gingen aber zu Kerns Glück weiter, auf eine der vielen Türen zu, die weiter ins

Innere des Palastes führten.

Als sie endlich verschwunden waren, atmete Kern auf. Das war noch einmal gutgegangen. Er hatte keine Ahnung, wo Grödig »regierte«, und er war sich keineswegs so sicher, ob er ihn so schnell fand. Er mußte sich auf sein Glück verlassen.

*

Oberst Rangel zeigte sich höchst ungehalten, als er mitten in der Sendung gestört wurde. Der Wachoffizier vom Dienst ließ sich bei ihm melden.

»Was soll das, Major? Wir sind in der Sendung, und Sie wissen ...«

»Sir, wir haben jemand erwischt, der in den Palast eindrang.«

Rangel starrte den Major fassungslos an.

»Einen Unbefugten? Was soll das heißen? Wie kam er herein?«

»Keine Ahnung, er verweigert jede Auskunft. Er sagt nur, daß er mit Grödig sprechen will.«

»Was will er denn von ihm? Jeder weiß doch, daß Grödig nur eine Marionette ist.«

»Vielleicht gehört er zur Geheimorganisation, Sir.«

Das allerdings leuchtete Oberst Rangel ein.

»Dann bringen Sie ihn her, Major. Stellen Sie einen Wachposten vor die Tür, damit er nicht entfliehen kann. Ich werde mich mit ihm unterhalten.«

Als der Major verschwunden war, um den Gefan-

genen zu holen, saß Rangel mit gefurchter Stirn hinter seinem Schreibtisch. Ihm war da ein Gedanke gekommen, der ihm nur im ersten Augenblick abwegig erschien, bei näherer Betrachtung jedoch immer verlockender wurde. Natürlich kam es noch immer darauf an, was der Gefangene für ein Mensch war, ob er mit sich reden ließ – und ob er Angst vor der Deportation nach Io hatte.

Kern wurde ins Zimmer geschoben, dann schloß sich die Tür wieder.

Oberst Rangel betrachtete seinen Gefangenen, dann deutete er auf einen Stuhl.

»Nehmen Sie Platz, Mister ...«

»Kern, Herr Oberst. Wer sind Sie?«

»Der Adjutant Grödigs, Kern. Warum drängen Sie hier ein? Was wollen Sie von Grödig?«

Kern hatte sich gesetzt. Abwägend betrachtete er den Obersten und schien zu überlegen, was sich mit ihm anfangen ließe. In dieser Hinsicht glichen sich die Gedankengänge der beiden Männer ungemein. Jeder hatte etwas mit dem anderen vor und gedachte, ihn für seine Zwecke einzuspannen.

»Mit ihm reden, das ist alles.«

»Im Auftrag der verbotenen Organisation, versteht sich.« Rangel schüttelte den Kopf. »Welchen Sinn sollte das haben? Grödig ist ein Showmaster, mehr nicht. Er unterhält die Welt, das ist alles. Und wenn Sie auf den Gedanken kommen sollten, ihn über seine wahre Rolle aufzuklären, würden Sie eine Menge Leute um ihr Vergnügen bringen.« Er sah Kern

zwingend an. »Und genau das hatten Sie doch vor, oder etwa nicht?«

»Warum sollte ich Ihnen darauf antworten?« fragte Kern kalt.

Oberst Rangel lächelte, stand auf und schloß die Tür ab. Er setzte sich wieder.

»Nun sind wir ungestört und können offen miteinander sprechen. Warum Sie mir die Wahrheit sagen sollen? Ganz einfach: damit ich Sie nicht nach Io schicke. Ist doch ein glatter Handel, nicht wahr?«

»Wer garantiert mir, daß Sie Wort halten?«

»Ich«, sagte Oberst Rangel.

Kern glaubte ihm kein Wort. Er schwieg. Rangel merkte, daß er so nicht weiterkam. Er mußte es anders versuchen.

»Hören Sie gut zu, Kern. Ich gebe zu, in der besseren Position zu sein, darum will ich Ihnen Vertrauen entgegenbringen. Ich habe einen Plan, und ich nehme fast an, daß er dem Ihren nahezu entspricht, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen. Wir wollen beide dasselbe, aber wir arbeiten mit verschiedenen Methoden. Sie wollten Grödig sprechen, gut und schön. Sie wollten ihm wahrscheinlich die Wahrheit mitteilen. Wozu das? Nur um unsere Show zu sprengen, oder um ihn zu warnen? Wollten Sie, daß er aus seinen Träumen erwacht und die Initiative ergreift? Sie wissen, wie gefährlich das sein könnte. Meine Frage, vorsichtig formuliert und ohne Ihnen eine Falle zu stellen: Welchen Sinn sollte das haben?«

Kern blieb auf der Hut.

»Sie haben mir noch immer keine Garantie gegeben, Oberst. Sie sprachen von Vertrauen, also haben auch Sie etwas vor, das nicht legal ist. Sagen Sie mir, was das ist, dann werden Sie von mir erfahren, warum ich hier bin.«

Rangel überlegte. Er ging kein Risiko ein, wenn er den Fremden einweihte. Sein Wort gegen das seine – es konnte kein Zweifel daran bestehen, wem der Sicherheitsdienst mehr Glauben schenkte.

»Gut, ich werde es Ihnen sagen. Die ganze Welt sieht unsere Sendung mit Grödig, und für jeden ist es ein Mordsspaß. Was aber wäre, wenn alle plötzlich glauben müßten, Grödig wäre wirklich an die Macht gelangt, mit Hilfe der Untergrundbewegung meinetwegen? Würde aus dem Spaß kein Schock, der sogar noch unterhaltsamer wäre? Wäre das nicht genau das, was die gelangweilte Masse will? Mein Plan ist es, Grödig pro forma an die Macht zu bringen. Hier im Palast wird zum Schein eine Revolution inszeniert und live gesendet.«

Kern war nicht ganz überzeugt.

»Und Sie glauben, Grödig mache da mit? Er würde dann ohnehin erfahren, daß man ihn an der Nase herumgeführt hat.«

»Grödig merkt überhaupt nichts davon. Er wähnt sich ohnehin an der Macht. Für ihn gibt es keinen Unterschied. Alle Sicherheitsvorkehrungen bleiben für ihn bestehen. Sehen Sie nicht, daß es möglich ist, die Welt zu täuschen? Die größte Unterhaltungssendung, die es jemals gab. Nervenkitzel, Spannung und

Schrecken! Großartig!«

Oberst Rangel war so begeistert von seiner Idee, daß er fast vergessen hatte, wer ihm zuhörte. Er schwieg und sah Kern erwartungsvoll an.

Kern lächelte.

»Ich sehe, wir wollten ähnliches, nur wollte ich die Menschen nicht unterhalten, sondern sie durch einen Schock heilen.«

»Heilen? Wovor?«

»Vor dem endgültigen Untergang, vor Dekadenz und Zerfall aller moralischen Begriffe. Sie sollten glauben, daß Grödig sie beherrscht, der mörderische, gnadenlose Grödig, der sich nun für seine Schmach rächen würde. Diese Angst, so glaube ich, kann Wunder wirken.«

»Sie sind ein Idealist, Kern. Aber ich gebe zu, der Gedanke ist nicht allzu absurd. Heilung durch Schockbehandlung ... ist das übrigens das Ziel Ihrer Organisation?«

»Nicht offiziell. Nur einige von uns verfolgen diese Idee. Der Kopf unserer Organisation hingegen hat das Ziel, Grödig in den Sattel zu heben. Für mich und meine Freunde ist diese Führungsschicht nur Mittel zum Zweck.« Kern seufzte. »Ich gebe zu, es ist schwer, mir das zu glauben, aber es ist die Wahrheit.«

Oberst Rangel nickte langsam. Dann meinte er:

»Warum soll ich Ihnen nicht glauben, Kern? Im Grunde will ich ja auch nichts anders, wenn ich auch *nur* unterhalten wollte. Ich dachte an ein fettes Hono-

rar der Gesellschaften. Vielleicht können wir uns einigen.«

»Und was ist mit Io?« fragte Kern.

Rangel winkte ab.

»Vergessen wir den Jupitermond und kommen wir zur Sache.«

*

Das geräumige Blockhaus lag weitab jeglicher menschlicher Behausung an einem einsamen Bergsee. Grams hatte es vor vielen Jahren errichten lassen, nachdem er den Grund günstig gekauft hatte. Hier verbrachte er seine Ferien zwischen den aufregenden Spielen und erholte sich. Außerdem war das Gelände ideal zum Üben.

Diesmal jedoch hatte er nicht seine Freundin Feh mitgenommen, sondern einen Mann.

Thorn.

Nach einem ausgedehnten Spaziergang durch den Hochwald rund um den See kehrten sie müde ins Blockhaus zurück. Gemeinsam bereiteten sie das Essen, und nach einem kräftigen Schluck nahmen sie am Schachtisch Platz.

Thorn eröffnete.

»Wir müssen uns kennenlernen«, sagte Grams zum wiederholten Male. »Wir kennen beide die Regeln, darüber brauchen wir uns nicht zu unterhalten. Jeder Spieler hat jedoch seine Eigenarten, auf die unsere Figuren sich einstellen müssen, wollen sie den

Verlauf des Spiels durchschauen oder sogar vorausberechnen. Weiß ist immer im Vorteil, weil Weiß beginnt – wenigstens ist das beim gewöhnlichen Spiel so. Beim Todesschach kann auch Schwarz eröffnen. Das ist deshalb so, weil die Entscheidung über den ersten Zug erst im letzten Augenblick fällt und sofort ausgeführt werden muß. Der Vorteil ist nur gering und kann während des Spiels leicht ausgeglichen werden. Sie, Thorn, müssen meine Spielart kennenlernen. Ihr Leben wird davon abhängen.«

»Und das von Mira, Grams.«

»Ja, natürlich, wenn es soweit ist. Wir werden keine Gelegenheit haben, vorher mit ihr zu sprechen, Sie wenigstens nicht. Sie gehört ja zur Partei des Gegners, obwohl das nicht unbedingt notwendig ist. Wenn Sie während des Spiels die Seiten wechseln und gegen mich spielen, kann Mira auch zu uns gehören. Sie werden dann ihr Gegner, wie es notwendig ist. Es hätte den Vorteil, daß ich vorher mit ihr über das Spiel sprechen kann. Es hätte aber auch den Nachteil, daß Sie zum Gegner übergehen und sich damit einer Ihnen unbekanntem Spielart unterwerfen müssen. Wir wollen das vermeiden.«

Während sie sich unterhielten, spielten sie weiter. Thorn kannte Grams bereits so gut, daß er die Züge vorausberechnen konnte, was immer er auch unternahm. Grams reagierte fast immer gleich. Er paßte sich den Gewohnheiten des anderen in logischer Konsequenz an.

»Ich werde Sie, wenn möglich, nur über leere Fel-

der ziehen lassen«, fuhr Grams nach einer Pause fort. »Das hat den Vorteil, daß Sie niemanden zu schlagen brauchen. Außerdem kann ich es so einrichten, daß Sie niemals geschlagen werden können.«

»Mir wäre es lieber, Mira genösse diesen Vorteil.«

»Es hätte nur geringe Vorteile, Thorn. Selbst wenn ich sie so einsetzen könnte, daß sie stets außer Gefahr ist, verlöre ich Sie, den Retter, aus den Augen. Nicht bildlich gesprochen, denn beide Spieler können das Gesamtspiel auf den Monitoren verfolgen. Aber ich hätte keinen Einfluß mehr auf Ihre Züge. Der Gegner wird Sie ganz bestimmt nicht ausgerechnet auf Miras Feld schicken. Täte er es, wäre es mehr als nur ein Zufall, und damit wollen wir besser nicht rechnen. Nein, *Sie* müssen manipuliert werden, Thorn. Sie müssen so schnell wie möglich vorstoßen, um Mira zu schlagen. Das ist der einzige Weg zu ihrer Rettung.«

Thorn nahm die Hand zurück und sah Grams an.

»Was geschieht, wenn ich ihr Feld betrete? Sie hat keine Ahnung, daß ich ihr Gegner bin, oder werden die Mannschaftsaufstellungen dem Gegner bekanntgegeben?«

»Nein, natürlich nicht. Jede Figur kennt nur seine eigene Mannschaft. Nur wenn er wechselt, kennt er die Gegenseite – seine bisherigen Freunde.«

»Dann ist es also doch besser, Mira und ich beginnen in derselben Mannschaft. Ich töte einen meiner Gegner, der mich nach den Regeln schlagen müßte, und wechsele über. Dann ist Mira informiert ...«

»... und Ihr Spieler, Thorn, würde Sie niemals auf Miras Feld schicken. Es sei denn, er wäre eingeweiht, und das wäre wohl zu gefährlich. Nein, es gibt keine andere Möglichkeit: Sie müssen beide als Gegner beginnen, wobei wir nur hoffen können, daß Mira bis zu unserem Angriff auf sie von einem gefährlichen Zug verschont bleibt.«

»Ein Risiko, Grams.«

»Das geringere auf jeden Fall. Sie sind noch immer am Zug, Thorn.«

Eine Weile spielten sie schweigend und konzentriert, dann fragte Thorn:

»Haben Sie schon eine Idee, wie wir es anstellen?«

Grams nickte.

»Eine Idee habe ich schon. Einer meiner Freunde ist Mediziner. Ich habe mit ihm das Problem durchgesprochen, ohne Namen zu nennen. Wir haben, wenn Sie so wollen, eine Theorie erörtert. Er fand den Gedanken faszinierend, das Todesschach zur Rettung eines Menschenlebens einzusetzen. Ich glaube, er weiß den Weg.«

Grams zog und bedrohte Thorns König.

»Können Sie mir etwas darüber sagen?«

»Noch nicht, Thorn. Sie würden sich nur unnötige Gedanken machen und den Kopf zerbrechen. Seien Sie versichert, daß ich alles vorbereiten werde und Sie im letzten Augenblick, aber rechtzeitig genug, informieren werde. Die Hauptsache ist, Ihre Mira kehrt von Io zurück. Sind Sie sicher, daß sie intelli-

gent genug ist, ihre Chance zu wittern?«

»Ja, das bin ich. Wir kennen uns gut genug.«

Grams nickte.

»Dann ist es gut. Alles Weitere überlassen Sie mir. Übrigens – achten Sie auf den nächsten Zug. Ich wende ihn fast in jedem Spiel an. Es ergeben sich immer wieder ähnliche Situationen, wenn die Zahl der Varianten auch sehr hoch sein mag. Sind Sie in der Lage, das Spiel im echten Gelände zu übersehen, so wie ich es kann?«

»Ich hoffe es. Auf dem Brett sieht es natürlich ganz anders und viel leichter aus.«

»Wir werden auch das üben«, sagte Grams mit verstecktem Stolz. »Mein Übungsgelände habe ich Ihnen noch nicht vorgeführt. Wir werden es morgen besichtigen. Und dann spielen wir dort weiter.«

Thorn sah ihn forschend an.

»Sie wollen doch nicht behaupten, daß Sie sich hier ein privates Muster haben anlegen lassen? Es würde ein Vermögen kosten.«

»Ich habe viel Geld, Thorn. Aber fassen Sie sich, natürlich besitze ich kein komplettes Muster, sondern nur zwei den Vorschriften entsprechende Felder. Der Rest der Felder ist simuliert. Sie werden es morgen sehen. Immerhin werde ich dann wissen, ob Sie das Talent zur Übersicht haben.«

Nach vier weiteren Zügen gab Thorn auf.

Er seufzte.

»Ich habe mich immer für einen guten Spieler gehalten, aber nun muß ich zugeben, daß ich eine

jämmerliche Figur abgebe – im wahrsten Sinne des Wortes.«

Grams winkte ab.

»Sie sind ein guter Rechner und verfolgen den Verlauf des Spiels ganz ausgezeichnet. Im übrigen sollten Sie sich darüber nicht den Kopf zerbrechen. Im entscheidenden Spiel denke ich für Sie, Thorn. Ich dirigiere Sie genau dorthin, wohin Sie müssen. Sie werden nur einem einzigen Gegner begegnen – Mira. Und noch eins: Sie sind ein guter Spieler, kein schlechter. Ich hatte Mühe, Sie zu schlagen.«

»Ich habe noch nie gegen Sie gewonnen.«

»Um so besser. Dann werden Sie nicht von falschem Selbstbewußtsein eingelullt, wie so viele meiner Gegner im Spiel, die heute nicht mehr leben. Sie denken schärfer, wenn Sie davon überzeugt sind, daß auch der Gegner klug ist. Nur wer seine Gegner für dümmer als sich selbst hält, wird stets unterliegen. Ich habe das nie getan. Ich habe sie sogar überschätzt.«

»Ist das nicht auch ein Fehler?«

»Nein, wenigstens nicht dann, wenn man seine eigenen Fähigkeiten richtig einzuschätzen weiß. Und das sollte man nie vergessen.« Grams sah aus dem Fenster. »Herrliches Wetter. Wir werden fischen gehen.«

Thorn stand auf.

»Und morgen dann Ihr Schachmuster im Gelände?«

»Ja, Thorn, morgen.«

Sie nahmen das Angelzeug und gingen hinunter zum See. Es war kein sehr großer See, aber er war fischreich und lag in einer bewaldeten Mulde eingebettet. Der Zufluß kam aus den Bergen, ein klarer Bach mit viel Geröll. In ihm standen Forellen und andere Gebirgsbachfische. Die Sonne hing in einem wolkenlosen Himmel, und es war warm.

Thorn hätte hier glücklich sein können, wenn er Mira nicht auf dem Jupitermond gewußt hätte. Wie mochte es ihr ergehen? War sie allein, oder hatte sie einen Beschützer gefunden? Und wenn, welchen Preis mußte sie dafür zahlen?

Er kannte die Gerüchte, und der Gedanke daran machte ihn nicht fröhlicher.

Stunden später kehrten sie mit reicher Beute in die Hütte zurück. Sie sprachen nur wenig. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, die verschiedener Natur waren. Erst beim Essen kam das Gespräch wieder auf.

»Das Gesetz?« Grams zuckte die Schultern und schob einen duftenden Bissen in den Mund. »Es dauert natürlich lange, bis es sich in der Praxis auswirkt. Immerhin wurden die Freiwilligenmeldungen unbescholtener Bürger bereits untersagt. Das ist der erste Punkt. Es gibt auch auf der Erde noch Gefängnisse, vergessen Sie das nicht. Die Spiele gehen also trotzdem weiter, in verstärktem Maße sogar. Inzwischen dürfte die Neuigkeit auch bis Io gedrungen sein. Sobald der erste Rücktransport von dort eintrifft, erfahre ich es. Sie wissen, daß ich gute Verbindungen zu

Breda habe – leider nicht so gute, daß ich Miras Freilassung erwirken könnte. Jeder Versuch in dieser Richtung könnte sich für unsere Absichten nur negativ auswirken. Ich sage Ihnen das nur, damit Sie sich keine falschen Hoffnungen machen.«

»Wie lange werden wir noch warten müssen?«

»Das läßt sich schwer abschätzen.« Grams aß bedächtig. Er ließ sich Zeit mit der Antwort. »Drei oder vier Monate, nehme ich an. Sie dürfen die Bürokratie nicht vergessen, und die arbeitet im Strafvollzug bekanntlich äußerst langsam.«

»Manchmal glaube ich, es nicht solange aushalten zu können.«

»Das müssen Sie aber, Sie haben keine andere Wahl.«

Grams schob den Teller zurück.

»Ich bin heute dran mit dem Spülen«, sagte Thorn.

In dieser Nacht schlief er sehr unruhig, ohne es sich erklären zu können. Er konnte nicht wissen, daß es die Nacht war, in der Mira den ersten direkten Angriff Waldstorms abzuwehren hatte, aber er fühlte es über siebenhundert Millionen Kilometer hinweg.

*

Der nächste Tag war genauso sonnig und warm.

Sie gingen hinaus zum Übungsfeld. Grams erklärte:

»Wie gesagt, es sind nur zwei Felder, durch einen Graben getrennt. Die anderen Felder wurden nur markiert, damit man sich an die Entfernungen ge-

wöhnt. Die Banner stehen auf einem Hügel, damit man sie erkennen kann. Sie haben die Originalgröße. Eine unterirdisch eingebaute Vorrichtung bewirkt, daß ich sie wechseln kann. Ein Spiel, wenn Sie so wollen, aber die Erfahrungen, die ich dabei sammeln konnte, haben mir mehrmals das Leben gerettet.«

Sie standen am Waldrand und sahen hinab in die Ebene. Deutlich erkannte Thorn die beiden ausgebauten Felder mit Wald, Gestrüpp und dem Hügel in der Mitte. Die anderen Felder waren naturbelassen und entsprachen nicht den Regeln. Gab es dort eine natürliche Senke, wurde der fehlende Hügel durch einen Mast ersetzt, an dessen Ende das Banner angebracht war.

»Wir werden zwei Dinge üben, bis sie sitzen«, sagte Grams und deutete hinab in die Ebene. »Sie werden sich auf das Feld E5 begeben, während ich in der Schaltzentrale ein Spiel simuliere. Ich spiele gegen mich selbst, was ich schon oft genug getan habe. Sie werden schon nach drei Zügen merken, welcher der beiden Grams *meine* Methode anwendet. Sie bleiben auf Ihrem Feld und verfolgen das Spiel. Berechnen Sie jeden meiner Züge voraus, das ist wichtig. Sobald Sie überzeugt sind, daß ein Gegner Ihr Feld betreten muß, geben Sie mir ein Signal. Heben Sie die Hand, das genügt. Ich werde es sehen. Alles klar?«

»Und was werden wir noch üben?«

»Morgen, Thorn. Immer eins nach dem anderen.«

Thorn wanderte durch das unübersichtliche Ge-

lände und beeilte sich. Bald hatte er das Feld E5 erreicht und blieb unter dem Banner stehen. Es war ohne Kennzeichen, denn das Feld war unbesetzt.

Zum Glück stand es auf einem flachen Hügel, so daß er eine relativ gute Übersicht hatte. Die anderen Banner waren deutlich zu erkennen, und so schnell er konnte, prägte er sich ihre Positionen ein. Das Spiel schien bereits begonnen zu haben, denn eben wechselte ein schwarzer Springer auf ein anderes Feld.

Es war nicht einfach, den schnellen Veränderungen zu folgen, denn naturgemäß brauchte Grams nicht so lange zu überlegen, wenn er gegen sich selbst spielte. Trotzdem gelang es Thorn, sich den Spielverlauf exakt vorzustellen. Und dann, als das Banner des schwarzen Läufers verschwand, drei Felder entfernt, hob er die Hand. Wenn sein eigenes Feld auch offiziell unbesetzt war, so wurde Thorn klar, was Grams bezweckte.

Er hob die Hand und hoffte, der Spieler würde ihn sehen.

»Gut gemacht, Thorn«, kam Grams Stimme aus einem verborgenen Lautsprecher. »Der Läufer ist auf Ihrem Feld – *Sie* sind nun der Läufer. Sie spielen also mit. Geben Sie mir abermals ein Zeichen, wenn Sie glauben, angegriffen zu werden. Verstanden?«

Thorn nickte und wunderte sich, wo Grams die Kameras und Lautsprecher verborgen hatte.

Die gesamte Anlage mußte ein Vermögen gekostet haben.

Schwarz geriet in arge Bedrängnis. Thorn sah es

an den Bannern, die in der Nähe des Königs ständig wechselten. Doch er ließ sich nicht ablenken. Er achtete auf den weißen Springer, der auf G6 stand.

Sein Banner verschwand.

Thorn hob die Hand.

Wieder kam Grams' Stimme von irgendwoher:

»Großartig!« lobte sie. Und dann: »Schluß für heute!«

*

Am nächsten Tag wurde es dann ernst.

»Ein gewisser Reiz muß vorhanden sein«, sagte Grams, als sie gefrühstückt hatten. »Sie sind die weiße Königin, damit es spannender ist. Wer ich bin, wissen Sie nicht. Ich greife Sie an. Mein imaginärer Spieler schickt mich auf Ihr Feld, um Sie zu schlagen. Sie haben also nichts anderes zu tun, als aufzupassen. Der Graben ist hundert Meter lang. Im realen Todesspiel kann er unter Umständen vierhundert Meter lang sein, Sie haben es also einfach. Sobald ich Ihr Feld betreten habe, entbrennt zwischen Ihnen und mir ein Kampf – natürlich nicht auf Leben und Tod, aber eine Tracht Prügel sollte drin sein. Wenn ich Sie also überrasche und Sie passen nicht auf, versetze ich Ihnen einen kräftigen Hieb als Denkkzettel. Einverstanden?«

»Und wenn es umgekehrt ist?«

Grams lachte.

»Dann boxen Sie mich. Kann eine Lehre schon

gebrauchen, damit ich nicht alt werde.«

Sie gaben sich die Hände und trennten sich.

Thorn sprang kurze Zeit später über den Trenngraben und sah sich nach einer geeigneten Deckung um. Es gab deren genug, denn Büsche und Bodensenken waren reichlich vorhanden. Seine Aufgabe wurde durch die Tatsache erleichtert, daß er nur den einen Graben zu bewachen hatte, da es nur zwei Felder gab. Aber auch hundert Meter waren zuviel, wenn man nur fünfzig übersehen konnte.

Er fand am Hügelbeginn eine Gruppe von niedrigen und dichten Büschen, die ihm geeignet schien. Vorsichtig verwischte er seine Spuren im Sand und verkroch sich derart, daß er einen Teil des Grabens noch sehen konnte. Grams würde sein eigenes Feld gerade betreten haben und sich auf den Angriff vorbereiten.

Es war ruhig und still. Außer dem Zwitschern einiger Vögel war nichts zu hören. Kein Zweig knackte. Eine Maus huschte dicht vor seinen Füßen vorbei und verschwand in ihrem Bau.

Thorn begann zu ahnen, welche Nerven es kostete, bei einem richtigen Spiel mitzumachen. Diesmal ging es nur um die Ehre – oder um eine Tracht Prügel. Aber er würde Erfahrungen sammeln können, und vielleicht gelang es ihm sogar, Grams rechtzeitig zu entdecken.

Das Warten wurde zur Qual. Thorn lag in seiner Deckung und ließ das Stück Graben, das er übersehen konnte, keine Sekunde aus den Augen. Grams

konnte nicht wissen, welches Stück er überwachte, somit stand die Chance, daß er unbemerkt auf das andere Feld gelangen konnte, fünfzig zu fünfzig.

Immer noch zuviel.

Während er darüber nachdachte, wie er diese Chance zu seinen Gunsten verändern konnte, kam ihm eine Idee. Natürlich, *das* war die Lösung!

Er kroch aus den Büschen, auf den Graben zu. Er ließ sich hineingleiten und blieb ruhig liegen, um zu lauschen. Kein Geräusch, nichts. Vorsichtig sah er in beide Richtungen und atmete auf. Seine Spekulation war richtig gewesen. Er konnte den Graben nach beiden Seiten bis zum Ende übersehen – allerdings nur den Graben. Wenn Grams ihn überquerte, würde Thorn das zwar wissen, ihn aber wahrscheinlich sofort aus den Augen verlieren.

Immerhin! Grams konnte auf keinen Fall unbemerkt in sein Feld gelangen. Und er würde auch Thorn nicht bemerken, außer er sprang genau auf ihn drauf.

Thorn blieb regungslos liegen. Irgendwo im anderen Feld waren Geräusche, aber er konnte sie nicht identifizieren. Grams schien sich dem Graben zu nähern, ohne besonders vorsichtig zu sein. Wahrscheinlich unterschätzte er seinen Schüler.

Thorn grinste, als er Grams erblickte. Der erfahrene Spieler stand geduckt am Grabenrand, durch einen Busch nur nach vorn gedeckt, nicht aber nach links, wo sein Gegner lag. Er wurde vorsichtiger, und nahezu geräuschlos ließ er sich in den Graben gleiten.

Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich nach vorn, wo er den Gegner vermutete. Er kam nicht auf den Gedanken, nach rechts oder links zu sehen.

Dann kroch er auf Thorns Feld.

Thorn wußte, daß er nun handeln mußte, wenn er Grams nicht aus den Augen verlieren wollte. So schnell er konnte, kroch er den Graben entlang, bis er die Stelle erreichte, wo der andere ihn verlassen hatte. Er sah Grams gerade noch in dem kleinen Wäldchen verschwinden.

Er folgte ihm, ehe er einen zu großen Vorsprung gewinnen konnte. Er mußte ihn überraschen, um das Spiel zu gewinnen. Wenn Grams erst einmal in einem sicheren Versteck lag, konnte er sich nicht mehr rühren, ohne seinerseits jeden Augenblick mit einem Überfall rechnen zu müssen.

Er hörte das Knacken der Zweige und folgte dem Geräusch. Und dann machte er den Fehler, der ihm im Ernstfall das Leben gekostet hätte.

Die Geräusche vor ihm verstummten plötzlich, aber nur für wenige Sekunden. Dann kamen sie wieder, diesmal weiter rechts. Sofort wechselte Thorn die Richtung und beeilte sich. Arglos lief er an dem Busch vorbei, hinter dem Grams lauerte, nachdem er den Stein nach rechts ins Unterholz geworfen hatte.

Ein kräftiger Stoß in den Rücken warf ihn zu Boden. Grams stand über ihm und lachte.

»Sie sind tot, mein Freund, mausetot! Auf so einen uralten Trick dürfen Sie niemals hereinfliegen. Auf der anderen Seite muß ich Ihnen ein Kompliment

machen: Der Gedanke mit dem Graben war nicht übel. Ich habe Sie erst bemerkt, als Sie mir folgten. Ein guter Spieler hätte mich leicht erledigen können.«

Langsam stand Thorn auf.

»Sie meinen, daß ich es schaffe?«

»Mit der Zeit bestimmt, Thorn. Für den Anfang haben Sie Ihre Sache ausgezeichnet gemacht. Ich kenne keine einzige Figur, die beim ersten Mal einem erfahrenen Spieler derart gefährlich wurde. Wenn wir noch einige Wochen üben, gibt es kein Problem mehr. Nur noch das eine: Mira muß zur Erde zurückkehren, an den Spielen teilnehmen und am Leben bleiben, bis Sie auf ihr Feld gelangen, um sie zu schlagen.«

Thorn nickte ihm zu.

»Sie sagen es, Grams. Das ist das einzige Problem.«

Während sie zum Blockhaus gingen, mußte Thorn ständig an Mira denken.

Wie mochte es ihr jetzt ergehen ...?

*

Sie hatten sich eingelebt.

Mira und Aleks gewöhnten sich an das Leben auf Io. Wahrscheinlich wäre es ihnen auf der Erde schwerer gefallen, all jene Dinge, die es außer Arbeit, Essen und Schlafen noch gab, zu vergessen – eben weil es sie auf der Erde gab. Aber hier auf dem

Jupitermond gab es sie nicht, nicht einmal für die Wachmannschaften. Es gab nur das Lager und die lebensfeindliche Umgebung, mehr nicht. Irgendwo am Himmel stand manchmal ein heller Stern – die Erde. Sein Licht verstrahlte alle Erinnerungen, die schwächer und schwächer wurden, je mehr Kilometer sie zurücklegten.

An diesem Tag hatte Aleks angestrengt arbeiten müssen und war rechtschaffen müde, als Feierabend war. Bulgatow nahm ihn beim Arm.

»Spielen wir heute abend eine Partie?« fragte er mit einem Seitenblick auf Mira, die ihren weißen Mantel auszog und in den Schrank hängte. »Ich mußte Sie übrigens bewundern, Aleks. Nicht mehr lange, und Sie schlagen mich bei jedem Spiel.«

»Ihr Lob gebührt Mira, denn sie hat es mir beigebracht. Sie ist eine ausgezeichnete Schachspielerin. Versuchen Sie es mal mit ihr, Bulgatow.«

»Ziemlich aussichtslos«, gab der Russe zu. »Sie muß einen sechsten Sinn für das Spiel haben. Es gibt keinen Zug, den sie nicht vorausberechnen kann.«

Aleks nickte.

»Das ist der Sinn der Sache«, murmelte er und übersah Bulgatows erstaunten und fragenden Blick. »Nun gut, nach dem Essen.«

Abteilungsleiter Waldstorm hatte in den vergangenen Wochen mehrmals versucht, Mira in sein Zimmer einzuladen. Ihr hartnäckiger Widerstand schien ihn immer mehr zu reizen, und selbst ein sanfter Hinweis des Sergeanten Wendel konnte ihn nicht

davon abhalten, seine bisher vergeblichen Versuche in dieser Richtung fortzusetzen. Der Physiker Ceccato hatte ihm sogar schon einmal Schläge angeboten, aber Waldstorm, sich seiner Macht durchaus bewußt, hatte ihm mit einer Meldung gedroht. Daß er nicht sofort etwas unternommen hatte, ließ auf die Redlichkeit des Majors Lendoka schließen.

Mira gewann die erste Partie gegen Bulgatow in knapp zehn Minuten. Der Russe schüttelte den Kopf.

»Sie werden mir unheimlich, Mira. Es ist, als könnten Sie meine Gedanken erraten oder gar lesen. Ich versuche mich zwischen zwei Möglichkeiten zu entscheiden, und Sie wissen schon, welche es sein wird.«

»Immer die logischere, Bulgatow, weil Sie ein guter Spieler sind. Es ist wirklich nicht so schwer.«

Der Russe lachte.

»Natürlich, das ist auch eine Erklärung. Spielen wir weiter?«

»Gern.« Sie sah Aleks an, der am Nebentisch saß und in einem Buch las. »Willst du schon schlafen gehen, Aleks?«

»Bald, Mira. Spiele ruhig weiter. Du kannst ja nachkommen.«

Die zweite Partie wurde von Bulgatow eröffnet.

Kurze Zeit darauf erhoben sich Ceccato und Aleks.

»Wir gehen. Macht nicht mehr zu lange, morgen eröffnen wir die neue Versuchsreihe – das wird ein anstrengender Tag.«

Bulgatow sah auf.

»Der heutige war schon anstrengend genug – keine Sorge, wir spielen nur noch diese Partie zu Ende.«

Abermals gewann Mira. Sie lehnte sich zurück und zuckte die Schultern.

»Ich kann wirklich nichts dafür, Bulgatow, wirklich nichts. Es ist so, als führe jemand meine Hand, der Ihre Gedanken kennt.« Sie seufzte. »Ich hoffe, daß ich meine Begabung einmal nutzbringend anwenden kann.«

Der Russe nickte.

»Ich hoffe es auch – für Sie, Mira. Denn ich bin wohl zu alt, mich zu den Spielen zu melden, falls das Gerücht wirklich stimmen sollte. Man würde mich beim ersten Zug umbringen.«

»Sie sind ein guter Spieler, Bulgatow.«

»Aber kein guter Kämpfer, Mira.«

Als sie aufstehen wollten, betrat Waldstorm den Raum. Er entdeckte Mira und kam auf sie zu.

»Der Kommandant möchte Sie sprechen.«

»So spät noch?« Sie sah auf die Uhr. »Zehn ist es gleich.«

»Ich bringe Sie zu ihm. Gute Nacht, Bulgatow.«

Der Russe warf Mira einen fragenden Blick zu.

»Gehen Sie nur, Bulgatow«, sagte Mira. »Vielleicht unterrichten Sie Aleks noch, damit er sich keine Sorgen macht. Lange kann es ja nicht dauern.« Sie nickte Waldstorm zu. »Also, ich bin soweit.«

Waldstorm ging voran. Bulgatow winkte Mira noch einmal zu, denn verließ auch er den Raum, um

Aleks zu unterrichten. Es war nicht ungewöhnlich, daß der Kommandant Major Lendoka abends noch einen der Gefangenen zu sprechen wünschte, besonders dann, wenn dieser ein Anliegen vorgebracht hatte. Tagsüber war zu wenig Zeit für Gespräche. Doch Bulgatow konnte sein Mißtrauen nicht ganz überwinden. Auf dem Weg zu Aleks überlegte er sich, ob es nicht besser gewesen wäre, den beiden heimlich zu folgen.

Aleks war ebenfalls sofort hellwach. Er hatte schon im Bett gelegen.

»Zum Kommandanten?« In fliegender Eile zog er sich wieder an. »Da stimmt was nicht, Bulgatow. Ich wette, er versucht einen Trick. Wecken Sie Ceccato. Wir müssen uns um Mira kümmern.«

Inzwischen hatten Waldstorm und Mira das Gebäude verlassen und standen draußen im schwachen Licht der Sterne. Als der Abteilungsleiter weiterging, blieb sie stehen.

»Das ist die falsche Richtung, Waldstorm. Das Haus der Kommandanten liegt dort drüben.« Sie deutete nach rechts. »Wo wollen Sie hin?«

»Wir haben vorher noch etwas im Labor zu holen, Mira. Nun kommen Sie schon.«

Mira wußte, daß Waldstorm nicht dort wohnte, und das beruhigte sie. Er hatte also nicht vor, sie mit auf sein Zimmer zu nehmen. Aber was wollte er mit ihr im Labor? Und was wollte er dort holen? Was hatte das mit dem Kommandanten zu tun?

Wortlos folgte sie ihm.

Waldstorm schloß auf und ließ ihr den Vortritt. Als er die Tür wieder verschloß, blieb sie abermals stehen.

»Was soll das?«

Er steckte den Schlüssel in die Tasche und ging auf sie zu.

»Das werden Sie noch sehen. Los, gehen Sie vor. Ins Chemielabor.«

Jetzt begann Mira zu ahnen, daß Waldstorm alles andere plante, als sie zum Kommandanten zu bringen. Ihre Abwehrbereitschaft erwachte. Auf einmal kam sie sich vor wie auf einem Feld des Todeschachs. Sie war die Königin, und der feindliche Springer war in ihr Gebiet eingedrungen, um sie zu töten.

Sie ging weiter.

»Ich weiß, was Sie von mir wollen, Waldstorm, aber es wird Ihnen nicht gelingen. Sie können es nicht erzwingen, das wissen Sie.«

Waldstorm lachte.

»Sie sind ein kluges Mädchen, Mira, das hat mir schon immer an Ihnen gefallen. Warum sind Sie so prüde? Sind Sie es bei Aleks auch?«

»Lassen Sie Aleks aus dem Spiel, ich warne Sie.«

»Gut, lassen wir ihn. Warum also stellen Sie sich so an, Mira? Was ich von Ihnen will, ist doch nur natürlich. Sie wollen es vielleicht auch, geben es nur nicht zu. Außerdem könnte ich Ihnen Privilegien verschaffen, die Ihr Leben erleichtern. Sie könnten es besser haben, vielleicht eine eigene Wohnung. Eine

größere jedenfalls als bisher.«

»Danke, ich fühle mich wohl und bin auch mit meiner Arbeit zufrieden. Und vergessen Sie eins nicht: Was würde Major Lendoka wohl sagen, wenn er von Ihrem Vorschlag erführe?«

»Ich tue nichts, was verboten ist, vergessen Sie das nicht.«

»Aber es ist auch nicht erlaubt, Verehrtester.« Sie hatten das Labor betreten. In langen Reihen standen da die Tische mit den Versuchsgeräten. Einige der Glasballons waren mit farbigen Flüssigkeiten gefüllt. Irgendwo summte ein Kühlaggregat. »Die Liebe ist auf Io frei, das mag stimmen. Aber auch hier gibt es Gesetze, die eine Frau schützen. Nichts darf gegen ihren Willen geschehen – ich kenne den betreffenden Paragraphen genau, Waldstorm.«

»Niemand wird mir beweisen können, daß ich Sie gegen Ihren Willen nahm, Mira. Sie sind freiwillig mit mir gekommen, wollen Sie das abstreiten?«

»Unter falschen Voraussetzungen. Sie haben mich getäuscht. Bleiben Sie, wo Sie sind, Waldstorm. Rühren Sie mich nicht an!«

Sie war zurückgewichen, als er auf sie zukam. Mit dem Rücken stieß sie gegen die Tischkante. Er näherte sich ihr weiter, und in seine Augen trat ein triumphierendes Leuchten, als er die Ausweglosigkeit ihrer Situation erkannte.

»Warum wehren Sie sich?« fragte er. »Sie haben es besser, wenn Sie es nicht tun.«

Er legte seine Hände auf ihre Schultern und zog

sie an sich.

Sie spürte seinen heißen Atem und warf den Kopf angeekelt zurück.

Ihre suchenden Hände berührten einen Gegenstand auf dem Tisch, den sie nicht sehen konnte, aber sie wußte, was es war. Keine gute Waffe, aber immerhin etwas. Auch beim Todesschach entschieden nicht die besseren Waffen, sondern nur die bessere Taktik.

»Lassen Sie mich los!«

Er lachte.

»Ich weiß, es ist unbequem, aber Sie wollten es ja nicht anders.« Seine linke Hand löste sich von der Schulter und glitt tiefer, zur Brust. Er spürte, wie sich ihr Körper straffte. »Ja, so ist es schon besser.« Er drückte sie mit seinem Knie noch mehr gegen den Tisch, daß sie sich kaum noch bewegen konnte. »Sie sind schön, Mira, sehr schön. Wundern Sie sich da, wenn ich ...«

»Lassen Sie mich los!« wiederholte sie energisch.

Seine Hand war weitergeglitten und strich über den Oberschenkel.

Mira hatte ihren Entschluß schon längst gefaßt, aber es war nicht ihre Absicht, den Abteilungsleiter zu verletzen oder gar zu töten. Sie wollte ihm nur eine Lehre erteilen. Sie wußte nicht, was in dem Glaskolben war, den sie mit der Hand umspannte. Sie konnte ihn nicht sehen, und vorher hatte sie nicht darauf geachtet. Sie wußte nur, daß sie eine Waffe gefunden hatte, mit der sie Waldstorm einen Augenblick ablenken konnte.

Mit einem harten Ruck riß ihr der Mann den Rock vom Leib.

Da handelte sie, von Angst und Ekel zugleich getrieben. Blitzschnell stieß sie ihm das Knie in den Bauch, und als er verblüfft zurückwich, schleuderte sie ihm das Gefäß mit der grünen Flüssigkeit mitten ins Gesicht.

Waldstorm brach mit einem Schrei zusammen, und noch während er stürzte, verfärbte und veränderte sich sein Gesicht in erschreckender Weise.

Es löste sich auf.

Fassungslos wich Mira zurück. Sie zitterte am ganzen Körper. Die Flüssigkeit, das wußte sie nun, war eine jener neu entwickelten Säuren gewesen, über die so viel gesprochen wurde. Die Erdregierung hatte sie in Auftrag gegeben.

Waldstorm war tot, ehe er den Boden berührte. Aber nicht nur er, sondern auch seine Kleider lösten sich auf. Und der Schlüssel, den er in der Tasche hatte.

Mira war eingesperrt. Eingesperrt mit einer Leiche.

Jetzt erst kam die Reaktion. Es war alles so schnell gegangen, daß sie nicht zum Denken gekommen war. Mit einem entsetzten Schrei rannte sie aus dem Labor, zurück zum Eingang. Verzweifelt rüttelte sie an der Tür.

Und dann hörte sie das Klopfen von draußen, und eine leise Stimme:

»Mira! Bist du es? Alles in Ordnung?«

Die Erleichterung hätte sie fast umgeworfen.

Aleks!

»Ich bin eingeschlossen und habe keinen Schlüssel. Waldstorm hatte ihn. Holt mich hier 'raus, bitte! Es ist furchtbar ...«

Sie hörte Geflüster, dann sagte Aleks:

»Bulgatow ist zum Sergeanten, der hat einen Zweitschlüssel. Es dauert nicht lange. Was ist denn geschehen? Wo ist Waldstorm?«

»Er ist tot.«

»Tot?«

»Ich erkläre dir alles später, Aleks. Beeilt euch, bitte!«

Aleks stellte keine Fragen mehr. Er schien zu ahnen, was geschehen war, wenn er natürlich die Einzelheiten auch nicht wissen konnte. Fünf Minuten später wurde die Tür aufgeschlossen, und Mira erkannte neben Aleks und Bulgatow den Sergeanten Wendel und Ceccato.

Sie lief auf Aleks zu, als sie die Bewußtlosigkeit herannahen fühlte. Die Fragen Wendels hörte sie schon nicht mehr.

Erst viel später erwachte sie. Sie lag in ihrem Bett, und Major Lendoka ging unruhig im Zimmer auf und ab. Aleks stand am Tisch. Sein Gesicht war ernst.

Lendoka bemerkte, daß sie erwacht war. Er kam zum Bett und setzte sich auf einen Stuhl. Mit durchdringenden Augen sah er sie an.

»Ich glaube nicht, daß Sie mir noch etwas erklären müssen, Mira. Waldstorm täuschte Sie und sperrte Sie ein. Sie wehrten sich, und dann starb er. Ist es so gewesen?«

Sie nickte wortlos und fühlte sich schwach und elend.

»Beruhigen Sie sich, Mira, es trifft Sie keine Schuld. Sie hatten das Recht, sich zu wehren. Daß Sie dabei die neue Säure erwischten, war Pech für Waldstorm. Trotzdem muß ich den Vorfall weitermelden. Ich weiß nicht, wie Oberst Tilbor entscheidet. Vielleicht ordnet er Ihre Versetzung in ein anderes Lager an, vielleicht will er Sie aber auch nur verheören. Jedenfalls müssen Sie damit rechnen, daß er Sie sehen möchte. Aber zuerst hat Ihnen unser Arzt drei Tage Bettruhe verordnet. Sie können hier bleiben.« Er nickte Aleks zu. »Ich nehme an, Sie kümmern sich um sie, Aleks.«

»Selbstverständlich, Herr Major. Danke.«

Lendoka lächelte nachsichtig und ging.

Mira sah Aleks an.

»Waldstorm ist tot«, sagte sie, dann sank sie in die Kissen zurück und schloß die Augen. »Er wird mich nie mehr wieder verfolgen können.«

»Du mußt jetzt schlafen«, sagte Aleks ruhig.

Er wußte, daß es eine Veränderung geben würde, und er konnte nur hoffen, daß sie für Mira von Vorteil war.

An sich selbst dachte er nicht.

*

Vier Tage später fand eine Versammlung in Lager Sieben statt.

Niemand wußte, worum es ging. Sergeant Wendel überbrachte die Einladung mit undurchdringlicher Amtsmiene und zuckte nur die Schultern, wenn ihm eine Frage gestellt wurde. Er schien in der Tat auch nicht zu wissen, warum der Kommandant die gesamte Belegschaft des Lagers sprechen wollte.

»Deinetwegen kann es nicht sein«, stellte Aleks fest, als Mira eine entsprechende Bemerkung machte. »Wir sind alle aufgefordert worden, an der Versammlung teilzunehmen. Es muß sich also um eine Sache handeln, die alle angeht, nicht nur dich. Warten wir ab. Wir haben noch Zeit bis nach dem Essen.«

Im Speisesaal wurde heute mehr geredet als sonst. Jeder hatte seine eigene Theorie, denn es kam nicht oft vor, daß derartige Versammlungen abgehalten wurden. Einige behaupteten sogar allen Ernstes, das Lager würde aufgelöst. Sie wurden ausgelacht, denn jeder wußte, wie wichtig die Existenz von »Physik-Chemie III« für Io war.

Der Saal füllte sich schnell, und dann erschien der Kommandant. Er hatte es nicht nötig, um Gehör zu bitten. Schweigend und voller Erwartung blickten alle hoch zum Podium, hinter dem Major Lendoka Platz genommen hatte. Er blätterte in einem Stapel Papiere und ordnete sie.

Dann sah er hinab in die gespannten Gesichter.

Er lächelte.

»Was ich Ihnen heute zu sagen habe, geht zwar jeden an, trifft aber nur für wenige zu. Ich weiß nicht,

ob die Gerüchte von der Erde bis hierher gedrungen sind, aber sicherlich gibt es niemand hier, der noch nichts vom Todesschach gehört hätte.«

Spätestens in dieser Sekunde wußten Mira und Aleks, worum es ging.

Das neue Gesetz! Es war durch.

Major Lendoka fuhr fort:

»Es gibt auf der Erde eine Menge Leute, die das tödliche Spiel verdammen, aber auf der anderen Seite müssen sie einsehen, daß es der einzige Ausweg aus einem Dilemma ist, das dem Menschen von Natur aus aufgezwungen wurde. Seit Beginn der Geschichte hat sich der Mensch nur behaupten können, weil er kämpfte. Der Kampf ums Dasein steckt ihm im Blut. Auch heute noch, obwohl wir das geworden sind, was wir ›zivilisiert‹ nennen. Die Todesspiele wurden der Ersatz für kriegerische Auseinandersetzungen. Der Ersatz für selbst erlebten Nervenkitzel – soweit es die Zuschauer angeht. Es gab immer wieder Proteste, die sich in erster Linie gegen die professionellen Freiwilligen richteten, die an den Spielen teilnahmen. Die Regierung zog die Konsequenzen und erarbeitete ein Gesetz, nach dem es ab sofort unbescholtenen Bürgern verboten ist, sich zur Teilnahme an den Spielen zu melden. Dieses Privileg soll von nun an auch Strafgefangenen vorbehalten sein, die zu lebenslanglichem Aufenthalt auf Io verurteilt wurden. Wer drei Spiele überlebt, wird ohne Rücksicht auf die Schwere seines Verbrechens und die Dauer der Strafe freigesprochen. Sie alle wissen, was das bedeutet.«

Major Lendoka machte eine Pause, um seine Worte wirken zu lassen.

Und sie wirkten.

Das Stimmengemurmel im Saal hätte seine weiteren Worte übertönt. Alle redeten durcheinander und kommentierten die sensationelle Neuigkeit. Eine Chance, Io zu verlassen! Das war einmalig in der Geschichte der Strafkolonie.

Aleks nickte Mira zu.

»Es ist soweit, Mira. Was raten Sie mir? Soll ich mitkommen?«

Bulgatow, der bei ihnen saß, meinte:

»Sie sind noch nicht gut genug, Aleks, um mit Sicherheit drei Spiele zu überstehen. Mira könnte es schaffen.«

»Sie *muß* es schaffen!« sagte Aleks ruhig.

Mira seufzte und murmelte:

»Ich kann nur hoffen, daß Thorn klug genug ist, meine Absicht zu erraten. Aber wie wird er es anstellen? So gut ich auch Schach spiele, ich habe gegen Männer zu kämpfen, auf Leben und Tod. Und ob ich das *auch* schaffe, ist die zweite Frage. Wenn Thorn weiß, was ich meine, wird er noch während des ersten Spiels etwas unternehmen.«

»Wie stellen Sie sich das vor?«

»Das weiß ich selbst nicht, ich weiß nur, daß er das zweite und dritte Spiel verhindern muß. Selbst die besten Vorausberechnungen helfen nichts, wenn ich einen Gegner schlagen muß oder umgekehrt. Ich habe keine Erfahrung im Töten von Menschen.«

Bulgatow beugte sich vor. Er flüsterte:

»Dann müssen Sie eben auch das lernen, Mira. Und ich finde, Waldstorm war kein schlechter Anfang.«

Mira schauderte zusammen.

In diesem Augenblick sprach wieder Major Lendoka, und seine Stimme kam aus einem Lautsprecher. Er übertönte den Lärm im Saal.

»Bitte Ruhe! Hören Sie, was noch zu sagen ist. Stellen Sie es sich nicht zu einfach vor. Bevor ich eine Freiwilligenmeldung weiterleite, muß eine Prüfung abgelegt werden. Im Schachspiel. Nur wer das Spiel beherrscht, hat Aussicht, angenommen zu werden. Das zur Information. Die Versammlung ist beendet. Gute Nacht.«

Aleks erhob sich.

»Gehen wir, Mira, Bulgatow. Ich denke, die Entscheidung ist damit gefallen. Mira wird uns bald verlassen.«

Später, als sie in ihrer gemeinsamen Wohnung waren, sagte Mira:

»Wirst du nachkommen, Aleks?«

Der Physiker schüttelte den Kopf.

»Nein, ich glaube nicht. Du wirst deinen Weg allein gehen müssen, und an seinem Ende wartet Thorn auf dich.«

*

»Dieser Grödig geht mir auf die Nerven«, sagte Bender, als er wieder einmal seinen Freund Larko

besuchte. Sie saßen vor der riesigen Bildwand und sahen zu, wie – in einem uralten Archivfilm – Menschen erschossen wurden. Es geschah auf Grödigs Befehl, und die Zuschauer amüsierten sich. Die Menschen in dem Film waren wirklich gestorben, aber es war zu lange her, sich darüber aufzuregen.

»Warum? Ich finde es humaner als die Spiele.«

»Humaner, nun, vielleicht. Aber nicht aufregender. Und der Pöbel will Aufregung. Übrigens ist die Spielpause bald zu Ende. Die Eröffnung der Saison beginnt mit drei Spielen. Zwei bei uns, eins in Europa.«

»Liegen eigentlich genug Meldungen vor?«

»Mehr als genug. Von Io allein kamen zwei Transporte.«

»Arme Teufel! Sie riskieren ihr Leben, um zur Erde zurückkehren zu dürfen.«

Bender grinste.

»Und sie haben es Ihrer Stimme zu verdanken, daß sie es können.«

Larko nickte und wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Bildwand zu. Grödig hielt eine seiner Ansprachen an die Bevölkerung der Erde. Etwas in seinem Tonfall machte den gemäßigten Politiker stutzig, aber er begriff nicht sofort, was es war.

Auch Bender schwieg plötzlich. Wie gebannt starrte er auf den großen Schirm.

Grödigs Gesichtsausdruck hatte eine Änderung erfahren. Der grausame Hochmut, der ihn sonst kennzeichnete, hatte sich in blanken Haß verwandelt. Sei-

ne Stimme überschlug sich mehrmals, und er war schlecht zu verstehen.

»... beendet, jawohl, endgültig beendet! Man hat mich lange genug an der Nase herumgeführt, mich zum Narren gehalten! Ich weiß, Sie sitzen jetzt vor Ihren Geräten und erwarten eine neue Show – aber Sie irren! Dies ist keine Show! Dies ist Ernst, verdammter Ernst! In diesem Augenblick bereiten sich auf der ganzen Welt meine Freunde zum entscheidenden Schlag vor, um die dekadente Sippschaft, aus der unsere sogenannte Regierung besteht, zum Teufel zu jagen. Und Sie, was wollten Sie? Abwechslung, Aufregung, Nervenkitzel, nicht wahr? Gut, sollen Sie haben, aber seien Sie vorsichtig, denn diesmal geht es wirklich um Ihr Leben, nicht Um ein Schauspiel mit dem Narren Grödig! Vielleicht ist das Exekutionskommando schon unterwegs zu Ihnen – glauben Sie nur nicht, daß es mit der Verurteilung zum Todesschach abgeht.«

Grödig pausierte und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Donnerwetter«, sagte Bender gepreßt. »Diesmal machen sie es aber verdammt echt! Fast hätte ich geglaubt ...«

»Ich glaube es auch jetzt noch, Bender«, unterbrach ihn Larko.

Bender starrte ihn an. Er wurde etwas blaß.

»Sie meinen doch wohl nicht ...?«

Larko nickte.

»Ich fürchte, da ist etwas passiert. Wir sollten uns

sofort mit Breda in Verbindung setzen. Wenn einer etwas weiß, dann er.«

Auf dem Bildschirm wechselten die Szenen in schneller Folge.

Die erklärenden Worte sprach Grödig höchstpersönlich.

»Wie Sie sehen können, wurden die Wachmannschaften, die das Gebäude isolierten und von der Außenwelt abschirmten, von meinen Leuten festgenommen. Weitere Gruppen der Untergrundbewegung stoßen zu uns. Ich muß zugeben, von der Entwicklung selbst überrascht worden zu sein. Ich wiederhole: Man hat mich getäuscht, und ich werde die Verantwortlichen erbarmungslos zur Kasse bitten. Sie müssen zahlen, und der Preis wird ihr Leben sein. So, Mitbürger, kommen Sie endlich zu einem echten Schauspiel, denn soweit ich die Mentalität der jetzigen Generation begreife, ist es die Grausamkeit und der Mord, der ihr friedliches Leben lebenswert macht. Damals, als ich mein normales Leben lebte, sehnten wir uns alle nach dem Frieden. Sie haben ihn heute. Und Sie sehnen sich nach Blut. Der Mensch, fürchte ich, wird niemals zufrieden sein. Was man ihm auch gibt, er wird immer wieder etwas anderes wollen. Ich war Ihr Narr, Mitbürger, von nun an werde ich Ihr Herrscher sein, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihnen genau das geben werde, was Sie haben wollen – aber keine falschen Bilder, alte Filme, Komödien, sondern Realität, harte, furchtbare Realität. Sie werden zufrieden sein mit mir

– solange, bis Sie selbst an der Reihe sind. Wenn Sie die Schritte der Sicherheitsbeamten vor Ihrer Wohnungstür hören, können Sie Ihr Bildgerät abschalten. Es sind genügend andere da, die Ihre Hinrichtung genießen werden. Sie haben es nicht anders gewollt.«

Grödig schwieg. Er blätterte durch sein Manuskript, als suche er eine ganz bestimmte Stelle. Larko nutzte die Pause.

»Nun, Bender, was ist mit Breda? Ich fürchte, das ist kein Spaß mehr. Und wenn es einer ist, geht er zu weit.«

Bender deutete zum Visiphon.

»Überlegen Sie logisch, Larko. Wenn es ein Spaß ist, wird Breda informiert sein und uns auslachen. Ist es aber keiner, dann weiß er in diesem Augenblick auch nicht mehr als wir. Wir müssen warten, wir haben keine andere Wahl.«

»Immerhin könnte Breda uns sagen ...«

»Morgen, Larko, nicht heute. Morgen fragen wir Breda. Ruhig jetzt, es geht weiter.«

Grödig schien gefunden zu haben, was er suchte.

»Wer sich neutral verhält, hat nichts zu befürchten – das wollte ich Ihnen noch sagen. Alle Mitglieder meiner verbotenen Geheimorganisation rufe ich hiermit auf, die Kontrollen über die örtlichen Behörden zu übernehmen. Notfalls ist mit Gewalt vorzugehen. Der Palast ist fest in meiner Hand, und wie jeder weiß, ist er uneinnehmbar. Er war es vorher für meine Freunde, er ist es jetzt für meine Gegner. Und nun wünsche ich Ihnen eine gute Nacht. Doch achten Sie

auf die Schritte vor Ihrer Tür. Sie könnten Ihren Tod bedeuten.«

Der Bildschirm erlosch jäh von einer Sekunde zur anderen.

Bender und Larko starrten gegen die dunkle Fläche und warteten auf eine Erklärung, irgendeine Beruhigung, aber sie kam nicht. Der Schirm blieb dunkel. Die Stationen hatten abgeschaltet.

Alle Stationen!

Bender holte tief Luft.

»Verflucht!« sagte er. Und dann noch einmal: »Verflucht! Wir hätten diesen Grödig rechtzeitig aufs Schachfeld schicken sollen!«

Larko schüttelte den Kopf.

»Das wäre keine Lösung für unsere Probleme gewesen. Ich fürchte, nun wird er *uns* in die Arena schicken, einen nach dem anderen, Sie und mich – und eines Tages auch Breda.«

Oberst Rangel nickte Dr. Holgers, dem technischen Leiter der vereinigten TV-Gesellschaften zu.

»Nun, Doktor, was sagen Sie? Ist das eine Sache oder nicht?«

»Ich habe kein gutes Gefühl dabei, Oberst, wenn ich ehrlich sein darf. Und ich möchte Sie daran erinnern, daß Sie mich zu diesem Theater gezwungen haben. Ich bin Ihr Gefangener, wenn man es objektiv sieht.«

»Reden Sie doch keinen Unsinn, Doktor. Sie haben nie in Ihrem Leben eine bessere Sendung ausstrahlen können. Alle Welt muß an ihre Echtheit

glauben, und ich nehme an, es werden bald von Seiten der Regierung aus Gegenmaßnahmen ergriffen werden. Dann wird es erst richtig spannend. Wir werden die zu erwartenden Angriffe der Soldaten übertragen und in alle Welt schicken. Es wird die größte Unterhaltungssendung, die wir je erlebten.«

»Und der heilsamste Schock, den wir jemals produzieren konnten«, warf Kern ein. »Die Folgen sollten nicht ausbleiben.«

»Da ist nur *ein* Problem«, meinte Holgers mit Besorgnis in seiner Stimme.

»Und das wäre?« erkundigte sich Kern.

»Die Untergrundbewegung Grödigs, Kern. Wir hatten keine Gelegenheit, sie zu informieren, und Grödig hat sie natürlich in seiner Rede aufgefordert, die Initiative zu ergreifen. Im ganzen Land, in der ganzen nördlichen Hemisphäre wird es Unruhen geben. Ihre Freunde werden Grödigs Aufruf befolgen und bei der Gelegenheit die Sicherheitsbehörden über ihre eigene Tätigkeit informieren. Mit anderen Worten: Sie werden sich überall verraten und festgenommen werden. Aber vielleicht ist das der Preis, den wir für diese einmalige Sendung bezahlen müssen.«

»Sie geben also zu, daß sie einmalig ist?« vergewisserte sich Rangel, der nur noch an seine Sendung dachte. »Darüber bin ich sehr froh. Ihr Eingeständnis wird mir bei den späteren Honorarverhandlungen zugute kommen.«

Holgers gab keine Antwort.

Es klopfte an der Tür. In Begleitung von zwei Offizieren betrat Grödig den Raum. Er war in der augenblicklichen Situation klug genug, die Tatsache zu ignorieren, daß alle bis auf ihn bewaffnet waren. Obwohl er die Wahrheit erst seit Stunden kannte, machte er einen gefaßten Eindruck. Er nickte seinem Adjutanten zu, als er sich setzte.

»Ich kann nur hoffen, daß Ihre Idee gut war. Ich habe nie etwas von einer Untergrundbewegung gewußt, Rangel. Gibt es sie wirklich? Und wenn es sie gibt, wird sie zuschlagen?«

»Wir sind davon überzeugt, Grödig. Soweit wir informiert sind, warten Ihre Freunde schon lange auf eine Chance, offen für Sie einzutreten. Sie müssen annehmen, daß Ihnen die Machtübernahme bereits halb geglückt ist. Ich sah keine andere Möglichkeit, sie wachzurütteln. Auf der anderen Seite werden die Regierungsmitglieder und ihre Freunde so schockiert sein, daß sie in ihrem Handeln gelähmt sind. Bis Gegenmaßnahmen ergriffen werden, können Sie, Grödig, Ihr Ziel bereits erreicht haben.«

Grödig nickte.

»Nur eines stört mich, Rangel: Die Welt muß glauben, ich hätte es bereits erreicht, dabei sitze ich noch immer in diesem Palast, ein Gefangener der TV-Gesellschaften. Warum?«

»Es ist besser so. Wir müssen uns absichern, verstehen Sie das doch. Wenn Ihr Staatsstreich mißlingt,

können wir immer noch behaupten, alles sei nur ein Spaß gewesen. Das ist auch besser für Sie, Grödig. Sie haben den Spaß eben mitgemacht. Verstehen Sie?«

»Ich versuche es. Die Mentalität meiner Zeitgenossen im vorigen Jahrhundert unterschied sich doch erheblich von jener der heutigen.« Er warf Rangel einen forschenden Blick zu. »Sagen Sie, Oberst, warum tun Sie das alles? Sie wollen mir doch nicht allen Ernstes erzählen, daß Sie mich wirklich an der Macht wünschen? Was hätten Sie davon?«

Oberst Rangel ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

»Ihre Dankbarkeit, Grödig. Mehr nicht.«

Grödig nickte langsam.

»Das wäre ein glaubwürdiges Motiv, weil es menschlich ist. Und von meiner Dankbarkeit erwarten Sie sich Vorteile für Ihr weiteres Fortkommen? Protektion, Beförderung – und so weiter?«

»Richtig, Grödig, so ist es.«

Wenn Grödig nicht überzeugt war, so ließ er es sich nicht anmerken. Er sah Kern an.

»Und Sie? Was ist mit Ihnen?«

»Ich bin schon lange Mitglied der Untergrundbewegung, Sir. Unser Ziel ist es, Sie an der Spitze der Regierung zu wissen. Uns sind alle Mittel recht, das zu erreichen. Oberst Rangel bedeutet uns eine große Hilfe. Ohne ihn würde es schwerer, vielleicht unmöglich sein.«

Dr. Holgers interessierte sich weniger für die poli-

tischen Umstände seiner Situation, als für die Folgen, die der makabre Scherz für ihn selbst haben konnte. Immerhin handelte er unter Druck. Ihm blieb keine andere Wahl, wenn er nicht irgendwo in den Keller gewölben des Palastes landen wollte.

»Und wie soll es nun weitergehen?« erkundigte er sich.

Oberst Rangel drückte ihn auf den Stuhl zurück.

»Das liegt nicht mehr bei uns. Wir haben die Entwicklung eingeleitet, mehr nicht. Wenn wir angegriffen werden, sind unsere Soldaten im guten Glauben, auf Angehörige der Untergrundbewegung zu schießen, und wir wollen sie in diesem Glauben lassen.«

*

»Das also war es, was Kern plante!« Thorn schüttelte den Kopf und sah Grams über den Glasrand hinweg an. »Er muß total verrückt geworden sein!«

Sie saßen in einem Hotelzimmer mitten in Terrapolis. In der Stadt herrschte seit der letzten TV-Weltsendung Totenstille. Alles schien nur auf die weitere Entwicklung zu warten, und niemand wußte, was wirklich geschehen war. Erst kurz nach Mitternacht war der Putsch von Regierungsseite aus dementiert worden, aber niemand glaubte dem Sprecher. Man verhielt sich abwartend.

»Vielleicht ist alles wirklich nur ein Bluff«, hoffte Grams. Er schien um seine Spiele zu bangen, alles andere war ihm wohl egal. »Kern hat ähnliche Ab-

sichten wie Sie, Thorn, und die erreicht er auf diesem Weg, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wird. Wenn er die Leute um Grödig zu überzeugen vermochte, wäre die Rede des Diktators die logische Folge gewesen. Wie beim Schachspiel, Thorn, genauso.«

»Vielleicht haben Sie recht, aber wie dem auch sei, wir müssen uns überlegen, welche Konsequenzen das alles für unseren Plan haben wird.«

»Keine. Der erste Transport von Io traf inzwischen ein, aber ich habe die Namen der Kandidaten noch nicht erfahren können. Vielleicht ist Mira schon dabei. Ich glaube auch nicht, daß Grödig, sollte er in der Tat Einfluß erhalten, die Spiele verbieten wird. Sie kommen ihm nur gerade recht. Er unterhält die Menschen, und er wird seine Gegner los. Io wird entvölkert werden, denn dort sitzen viele seiner Freunde. Dafür wird er andere hinschicken.« Grams lächelte. »Aber lassen wir das. Ich glaube, Grödig wird abermals als Spielball benutzt, diesmal genau in Ihrem Sinne, Thorn. Morgen werden wir mehr darüber wissen.«

Thorn blieb im Hotel. Grams verließ es durch den Hintereingang und suchte Harrys Bar auf, wo er von Feh erwartet wurde. Seine Freundin, die über erstaunliche Verbindungen verfügte, kam ihm schon entgegen.

»Breda hat angerufen, Grams. Er will dich sprechen.«

Grams setzte sich und grinste.

»So, hat er? Er glaubt wohl, ich wüßte wieder einmal mehr als er. Da irrt er sich aber. Ich will etwas von *ihm* wissen. Wann war das?«

»Vor einer halben Stunde. Er sagt, er ist die ganze Nacht in seinem Büro über die Geheimnummer zu erreichen. Nimm das Visiphon in Harrys Zimmer, das ist sicherer.«

»Sicherer?«

Feh flüsterte ihm zu:

»Es wimmelt von den Leuten der Geheimorganisation. Sie trauen sich noch nicht, endgültig zuzuschlagen, aber sie sind überall. Wenn sie erfahren, daß du mit Breda in Verbindung stehst, bist du tot, ehe du dich umdrehst.«

»Sie kennen meine Motive nicht ...«

»... und sie werden dich auch nicht danach fragen«, drängte Feh.

Das sah Grams ein. Er stand auf und ging in Harrys Zimmer. Draußen auf dem Gang hielt Feh Wache.

Breda meldete sich sofort.

»Hier Grams. Was gibt es?«

»Das wollte ich Sie auch fragen, Grams. Wissen Sie etwas über die Geschehnisse im Palast? Blufft Grödig? Und wenn, warum hindert man ihn nicht daran? Wer steckt dahinter? Ich muß zugeben, daß alle meine Nachrichtenverbindungen zu Grödig und seinen Bewachern abgerissen sind. Eine Abteilung des Sicherheitsdienstes, die ich hinschickte, meldet sich seit zwei Stunden nicht mehr.«

»Hören Sie, Breda, um es gleich zu sagen: ich

weiß auch nicht mehr als Sie. Ich vermute jedoch einen Bluff in der TV-Gesellschaft. Sie kennen das ja: Sensation um jeden Preis! Wenn Sie einen Rat wollen: Verhalten Sie sich abwartend.«

»Abwarten soll ich, während die Welt verrückt wird? Es gibt schon organisierte Überfälle dieser Untergrundbewegung. In einigen Städten haben sie die Administration übernommen. Sie haben Waffen, Grams.«

»Nur keine Panik, Breda. Ich weiß, wie Ihnen zumute sein muß, denn was Sie erwartet, wenn Grödig an Einfluß gewinnt, kann ich mir ausrechnen – Sie wahrscheinlich auch. Warten Sie ab. Sie sind von Freunden umgeben, wenn Sie im Ministerium bleiben, und ich denke, das ist nicht so leicht zu stürmen. Warten Sie, bis die Nachrichten eindeutiger werden. Inzwischen könnten Sie mir einen Gefallen tun, Breda.«

»Und der wäre?«

»Ich benötige eine Namensliste der Rückkehrer von Io.«

»Die Leute, die sich zu den Spielen meldeten? Warum?«

Grams seufzte.

»Das ist doch leicht zu erklären. Ich möchte mir eine gute Mannschaft für mein nächstes Spiel zusammenstellen, und da wir schon einmal so gute Beziehungen zueinander haben, will ich sie auch nutzen. Also, was ist mit der Liste?«

»Schön, Grams, wenn ich morgen noch lebe, kön-

nen Sie die Liste haben. Aber ich habe auf die Freistellung und Einteilung keinen Einfluß. Dafür tun Sie mir den Gefallen und halten die Augen offen. Rufen Sie mich an, wenn Sie etwas erfahren. Gut?«

»Eine Hand wäscht die andere«, sagte Grams und unterbrach die Verbindung, die ohne Bild geblieben war. Er rief Feh ins Zimmer. »So ganz ruhig ist er auch nicht mehr, unser Freund. Er hat Sorgen.«

»Hast du die Liste?«

»Morgen – wenn Breda dann noch lebt. Er ist verdammt pessimistisch. Und ich glaube, er hat sogar Angst.«

»Dazu hat er allen Grund. Weiß er, was passiert ist?«

»Nicht mehr als wir.« Sie sah auf die Uhr. »Ich mache Schluß. Harry schließt den Laden. Kommst du mit zu mir?«

»Ja, wird wohl das beste sein. In dieser Nacht kann einiges passieren, das selbst die Hintermänner Grödigs nicht vorausgesehen haben.«

Harry verabschiedete sich an der Bar von ihnen.

»Eine verdamnte Situation«, sagte er wütend. »Wer weiß noch, wie er sich verhalten soll?«

Grams erwiderte ruhig:

»Grödig sagte es schon, ich kann es nur wiederholen: neutral! Gute Nacht, Harry.«

Sie gingen hinaus auf die Straße.

Ohne behindert oder belästigt zu werden, erreichten sie Fehs Wohnung. Sie atmeten auf, als sich die Tür hinter ihnen schloß. Grams schaltete sofort das

Bildgerät ein und setzte sich dann. Während Feh etwas zum Essen richtete, hörte er die Gegenberichte und Darstellungen des Regierungssenders. Sie behaupteten, die Sendung mit Grödig sei ein Scherz der TV-Programmgestalter gewesen.

Ohne es zu wissen, trafen sie damit die Wahrheit, wenigstens fast.

Grams lächelte.

Es war gut, daß sie das nicht wußten.

*

Der Rückflug zur Erde ließ sich mit dem Flug nach Io nicht mehr vergleichen. Es gab keine vergitterte Massenzelle und keine bewaffneten Posten mehr. Die Kandidaten wohnten in Einzelkabinen, und sie konnten sich frei im Schiff bewegen. Ihre Namen waren bereits zur Erde gefunkt worden, wurden jedoch vom Sicherheitsministerium geheimgehalten.

Es war für Mira leicht gewesen, die Schachprüfung zu bestehen. Das Spiel hatte gegen einen Spezialcomputer stattgefunden, der natürlich unschlagbar war. Aber wer mehr als zehn Züge schaffte, galt bereits als Sieger. Mira hatte sich erst nach siebzehn Zügen als geschlagen erklären müssen.

Es gab Kandidaten, die schon nach vier Zügen in einer aussichtslosen Klemme steckten und aufgaben.

Major Lendoka hatte sich voller Wohlwollen von ihr verabschiedet.

»Wegen Waldsturm machen Sie sich keine Sor-

gen. Sein Tod wurde zwar ordnungsgemäß an Oberst Tilbor gemeldet, aber ich glaube, die Meldung liegt noch bei ihm. Reden Sie mit ihm darüber.«

»Das werde ich tun«, hatte Mira mit Beklemmung versprochen.

Doch dann war alles viel besser gegangen, als sie insgeheim befürchtet hatte. Tilbor, der Kommandant der Strafkolonie auf Io, hatte sie zu einer internen Besprechung gebeten. Sie fand kurz vor dem Start der Transportrakete in seinem Büro statt.

»Mir liegt eine Meldung vor, Mira. Sie haben den Abteilungsleiter Waldstorm in Notwehr getötet. Stimmt das?«

»Es stimmt, Oberst Tilbor. Er griff mich an, ich verteidigte mich. Es war mein Glück, daß ich ihn, wenn auch unbeabsichtigt, getötet habe, denn sonst hätte er ... wäre ich ...«

Sie hatte nicht mehr weitersprechen können. Noch einmal war der Schrecken der verhängnisvollen Nacht vor ihr aufgestiegen. Oberst Tilbor war aufgestanden, zu ihr gegangen und hatte ihr die Hand auf die Schulter gelegt.

»Sie brauchen sich keine Sorgen mehr zu machen, Mira. Das Recht war auf Ihrer Seite.« Er setzte sich wieder. »Verstehen Sie mich richtig, ich bin auch kein Heiliger. Aber noch nie in meinem Leben habe ich mir etwas mit Gewalt genommen. Waldstorm wollte es, und damit brach er das ungeschriebene Gesetz von Io. Er hatte den Tod verdient. Die Meldung geht zwar zur Erde, aber Sie können sie vergessen. Es

ist so, als hätte es den Zwischenfall niemals gegeben.«

»Ich habe ihn aber getötet, Oberst. Mein Gewissen ...«

»... Ihr Gewissen wäre nicht ruhiger, wenn Sie es nicht getan hätten. Noch einmal: Vergessen Sie es, Mira. Und nun wünsche ich Ihnen eine gute Heimkehr zur Erde – und viel Glück bei den Spielen. Ich weiß, daß Sie es schaffen werden.«

»Alles Gute«, hatte sie ihm gewünscht und seinen Händedruck fest zurückgegeben.

Und nicht: ›Auf Wiedersehen!‹

Sie waren drei Frauen und zehn Männer. Keine glückversprechende Zahl, dachte Mira, als die Rakete sanft aufsetzte und der Antrieb verstummte. Dann kamen zwei vergitterte Wagen und holten sie ab ins Sicherheitsministerium. Es war das gleiche Gefängnis, in dem Miras Reise begonnen hatte.

Zwei Tage lang geschah nichts, dann erhielten die Gefangenen eine schriftliche Mitteilung, die von Breda höchstpersönlich unterschrieben worden war.

Sie lautete:

»Durch unvorhergesehene Ereignisse wurde die Auswahl zu den Schachspielen vorübergehend eingestellt. Mit Wirkung vom heutigen Tag an ist der Stop aufgehoben. Sie haben zu warten, bis Sie von einem der anerkannten Spieler angefordert werden. Diese Anforderung erfolgt namentlich. Breda.«

Das war alles.

Mira starrte auf das vergitterte Fenster, das zum Gang führte.

Warten.

Sie konnte nur noch warten und hoffen, daß zwei Menschen, die sich in jeder Beziehung eng verbunden fühlten, auch in gleichen Bahnen dachten und handelten.

*

Breda leitete den Angriff auf den Grödig-Palast höchstpersönlich.

Seiner Initiative war es zu verdanken, daß nicht das Militär eingesetzt wurde, sondern die geschulten Streitkräfte des Sicherheitsministeriums. Er rechnete mit hartem Widerstand der Grödigtreuen, wurde jedoch angenehm enttäuscht.

Zwar eröffneten die Wachtposten das Feuer auf die Angreifer, aber Breda entdeckte sofort die hinter der Mauer aufgebauten Fernsehkameras, und als er das Programm einschaltete, erkannte er seinen eigenen Hubschrauber im Zentrum des Bildes.

Wenn das die Idee eines Fernsehheinis ist, dann ist es eine gute Idee, dachte Breda und schwankte zwischen Bewunderung und Ärger. Immerhin jedoch wurden Menschenleben dabei gefährdet, und es handelte sich dabei nicht um Freiwillige.

Die Sicherheitstruppen erwiderten das Feuer, und bald war ein regelrechtes Gefecht im Gange. Breda gab vom Hubschrauber aus seine Anweisungen. Zum Glück besaß die Palastwache keine Flugabwehrgeschütze. Die Gewehrkugeln prallten wirkungslos von

der starken Panzerung ab.

Eine Stunde später stürmten die Angreifer den Palast und besetzten ihn. Es hatte nicht viel Verluste gegeben. Während sich die Ärzte um die Verwundeten kümmerten, landete Breda und begab sich sofort in den Palast. Oberst Rangel, Kern und Dr. Holgers waren festgenommen worden.

Grödig hingegen war spurlos verschwunden.

Breda betrachtete die drei Männer stirnrunzelnd, dann schickte er die Wachen aus dem Raum.

»Wessen Idee war das?« erkundigte er sich ruhig.

Kern warf Rangel einen Blick zu. Der Oberst sagte:

»Es war meine Idee, Breda, aber ich glaube, die Unterstützung einiger weitdenkender Männer gefunden zu haben. Vielleicht handelten wir aus verschiedenen Motiven heraus, aber das dürfte nun wohl auch egal sein. Die Welt hatte ihre Show, mehr wollten wir nicht. Schade nur ist, daß Grödig Bescheid weiß und nicht mehr mitmachen wird. Das Spiel mit der Weltmacht ist beendet.«

Breda schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte, es beginnt erst. Grödig ist geflohen.«

Rangel starrte den Sicherheitsminister fassungslos an.

»Geflohen? Das ist unmöglich. Wie sollte er aus dem Palast herausgekommen sein?«

»Wir werden es herausfinden. Jedenfalls ist er verschwunden. Ich halte es für möglich, daß Leute der Untergrundbewegung ihre Hand im Spiel haben.« Er sah Kern an. »Wer sind Sie?«

»Ingenieur Kern. Ich habe Oberst Rangel unterstützt, weil ich den Schock für heilsam hielt. Verstehen Sie mich richtig, Breda, aber nur ein echter Schock kann meiner Meinung nach eine positive Wirkung auf die Menschheit haben.«

»Also ein Weltverbesserer!« Breda schüttelte den Kopf. »Sie müssen alle blind sein, sich auf ein derartiges Risiko einzulassen. Kern, Sie gehören der verbotenen Organisation an?«

»Ja.«

»Und Sie wollten Grödig zur Macht verhelfen?«

»Nur scheinbar, Breda. Um die Menschheit aufzuwecken.«

»Das ist doch alles purer Unsinn!« fuhr Breda ihn wütend an, beherrschte sich aber sofort wieder. In diesem Augenblick war zu erkennen, wie gefährlich er war. »Was wollen Sie denn heilen? Geht es uns denn nicht gut? Haben wir nicht die Schachspiele für jene, die sich abzureagieren wünschen?«

»Und Sie glauben, das genügt? Ein paar Freiwillige, die sich gegenseitig umbringen? Nein, Breda, das genügt nicht. Was die Welt braucht, ist echte Angst. Nicht Angst um das Leben eines Unbekannten auf dem Bildschirm, sondern nackte Angst um das eigene Leben. Darum wollten wir Grödig zur Macht verhelfen, ohne ihm allerdings freie Hand zu lassen.«

»Gut, ich verstehe Sie. Aber nun ist Grödig nicht mehr unter Kontrolle. Was, glauben Sie, wird er tun? Sie zucken die Achseln? Nun, dann will ich es Ihnen sagen: Er wird seine Anhänger aufsuchen, und dann

wird es Krieg geben, Bürgerkrieg im Norden. Wenn der Süden die Chance nutzt, kann noch mehr daraus werden. Und das finde ich dann wirklich nicht mehr heilsam, Kern!«

»Wenn Sie mir versprechen, die Angehörigkeit zur Untergrundbewegung nicht mehr unter Strafe zu stellen, werden wir Ihnen helfen, Grödig zu fassen. Nur wir werden erfahren, wo er sich aufhält.«

»Sie schlagen mir ein Geschäft vor?« Breda lächelte. »Und Sie meinen, ich fände Grödig nicht ohne Ihre Hilfe?«

»Bestimmt nicht, dazu ist er viel zu schlau. Sie vergessen außerdem, welchen Haß er gegen Sie fühlen muß.«

»Vielleicht haben Sie recht. Ich überlege es mir.« Er sah Rangel an. »Haben Sie mir etwas Ähnliches anzubieten, Oberst? Sie sitzen ja schließlich auch in der Klemme, nicht wahr?«

Rangel wich dem forschenden Blick aus.

»Ich kann Kern helfen, wenn Sie wollen.«

Breda nickte.

»Einverstanden. Und Sie, Holgers, als der verantwortliche Leiter der Fernsehgesellschaften, tun ebenfalls das Ihre. Sie werden Ihren Zuschauern mitteilen, daß Grödig nach einem Putschversuch verhaftet und in Sicherheit gebracht wurde.

Die Grödig-Sendungen werden für unbestimmte Zeit eingestellt. Mehr sagen Sie nicht. Alles klar?«

Die Männer nickten.

Grams reichte Thorn die Liste mit den Namen.

»Ihre Mira hat genauso gehandelt, wie Sie es vermuteten. Sie haben mich überzeugt. Sie wird es schaffen.«

Thorns Hände zitterten, als er das Blatt Papier nahm. Miras Name stand an achter Stelle. Insgesamt waren es dreizehn Namen.

»Es handelt sich nur um den ersten Transport«, erklärte Grams. »Weitere sind schon unterwegs. Es wird höchste Zeit, Thorn, daß Sie etwas unternehmen, sonst muß Mira spielen – und Sie sind nicht dabei.«

»Was schlagen Sie vor?«

»Untergrundbewegung, was sonst? Sie werden dann sofort festgenommen und können sich noch vor der Verurteilung zu den Spielen melden. Ein Prozeß findet dann nicht statt, und wir sparen Zeit. Ich werde Sie nach Ihrer Verhaftung sofort bei Breda anfordern und gleichzeitig herausfinden, welcher Spieler Mira anforderte. Es sollte schon beim ersten Spiel klappen.«

Thorn sah nicht sehr zuversichtlich aus.

»Und Sie meinen, es klappt wirklich?«

»Es muß, Thorn! Ein Spiel schafft Mira vielleicht, wenn sie Glück hat, aber zwei bestimmt nicht. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Nehmen Sie Verbindung zur Organisation auf und benehmen sich auffällig. Überall gibt es Spitzel. Man hat Sie dann schnell.«

Es gab nur vier Menschen, die von der Vereinbarung Bredas mit Oberst Rangel, Kern und Holgers wußten, und das waren sie selbst. Sonst hatte Breda niemand informiert.

»Werden Sie dafür sorgen können, daß man mich nicht nach Io deportiert? Dann wäre wohl alles verloren.«

»Ich denke, mein Einfluß genügt. Allerdings wäre es mir unmöglich, Sie für ein Spiel anzufordern, wenn Sie nicht verhaftet wären. Da würde auch Breda nicht mitmachen.«

»Gut. Ich nehme sofort Verbindung zu der Gruppe auf.«

Thorn hatte es plötzlich sehr eilig. Er wußte, daß es auf Stunden ankam. »Morgen ist es soweit. Vielleicht schon in der Nacht. Rufen Sie morgen auf jeden Fall Breda an. Und erkundigen Sie sich nach Mira.«

»Verlassen Sie sich ganz auf mich«, empfahl Grams und ließ ihn aus der Wohnung. »Viel Glück.«

Das allerdings hatte Thorn bitter nötig. Er konnte nicht einfach auf die Straße gehen und laut rufen, daß er Grödig als Ministerpräsidenten der nördlichen Hemisphäre wünschte. Man würde ihn zwar festnehmen, aber statt ins Gefängnis sicherlich ins Irrenhaus bringen, und damit war ihm nicht gedient, ihm und Mira nicht.

Er hatte vor einigen Tagen den Mann noch einmal gesehen, der ihm Kerns Botschaft überbracht hatte. Er wußte, wo er wohnte. Er nahm ein Flugtaxi und

ließ sich in die Nähe des Blocks bringen. Den Rest des Weges legte er zu Fuß zurück. Als er an der Tür klingelte, hörte er Geräusche, dann erst wurde geöffnet. Das Gesicht des Mannes verriet deutliches Erschrecken.

»Sie? Was wollen Sie?«

»Wo steckt Kern?« Thorn trat ein, ohne dazu aufgefordert worden zu sein. »Hat er etwas mit Grödigs letztem Fernsehauftritt zu tun?«

Der Mann schloß die Tür.

»Sie sind unvorsichtig. Kommen Sie. Ich habe Besuch, doch ich glaube, das macht nun nichts mehr. Es kann sich nur noch um Tage handeln, bis die Lage geklärt ist. Wenn Grödig schweigt, so wird er seine Gründe haben.«

»Sicher wird er die haben«, sagte Thorn und nickte den drei Männern zu, die ihm neugierig entgegen sahen. »Guten Abend, meine Herren. Es wird sicher Zeit, daß wir an die Öffentlichkeit treten. In dieser Hinsicht ist in Terrapolis nichts geschehen. Niemand hat Grödigs Aufruf befolgt.«

»Hier wäre es zu gefährlich«, belehrte ihn der Kurier, dessen Name auch Thorn noch unbekannt war. Er hatte an der Wohnungstür kein Schild entdecken können.

»Warum sollte es hier gefährlicher als in anderen Städten sein? Wegen des Ministeriums etwa?« Thorn schüttelte den Kopf und setzte sich. »Wenn alle so denken wie Sie, werden wir unser Ziel niemals erreichen.«

Der Kurier wechselte einen hastigen Blick mit seinen Besuchern, ehe er Thorn wieder ansah.

»Grödig rief zum Aufstand, Thorn, und dann verschwand er von den Bildschirmen. Ist er gefangen oder frei? Was ist wirklich geschehen?«

»Ich weiß es auch nicht. Jedenfalls können wir nicht untätig herumsitzen und warten. Wollen wir Grödig helfen oder nicht?«

Der Kurier betrachtete ihn abwägend.

»Natürlich wollen wir ihm helfen.«

»Also gut! Dann setzen wir uns doch mit den anderen Freunden in Verbindung.«

Einer der Männer sagte:

»Haben Sie die Sendung heute gesehen?«

»Welche Sendung?« fragte Thorn.

»Die mit dem Angriff auf den Palast? Er wurde von Breda und seinen Leuten gestürmt. Dann wurde die Sendung unterbrochen.«

»Sie meinen, es sei eine echte Sendung gewesen?«

»Ziemlich sicher. Trotzdem weiß niemand, was eigentlich geschehen ist.«

»Dann handeln wir endlich. Sie kennen die Leute und ihre Adressen. Worauf warten wir?«

Zögernd schlossen sich die vier Männer Thorn an. Sie gingen durch die menschenleeren Straßen und suchten einen Verschwörer nach dem anderen auf. Sie vereinbarten einen Treffpunkt in der Nähe der Stadtadministration, genau drei Stunden nach Mitternacht.

Dann trennten sie sich.

Thorn rief etwas später Grams an.
Und Grams unterrichtete Breda.

*

Die Leute der Untergrundbewegung waren zu Tode erschrocken, als sie sich drei Stunden nach Mitternacht plötzlich von einem starken Aufgebot der Sicherheitspolizei umgeben sahen. Widerstand hatte wenig Sinn, also ergaben sie sich. Mit Transportgleitern wurden sie ins Gefängnis gebracht, zur Überraschung Thorns jedoch nicht in Zellen eingesperrt.

In der Vorhalle mußten sie warten. Dann erschien Breda, der Chef der Sicherheit, höchstpersönlich. Er lächelte, als er die ängstlichen Blicke der Männer und Frauen bemerkte, die mit empfindlichen Freiheitsstrafen oder gar mit der Deportation zum Jupitermond rechnen mußten.

»Wo steckt Grödig?« fragte er ruhig. »Sie müssen es wissen, und wenn Sie mir helfen, sind Sie frei. Das ist ein Versprechen.«

»Wenn *Sie* nicht wissen, wo Grödig ist«, rief der Mann, den Thorn als Kurier kannte, »woher sollen dann *wir* es wissen? Er ist im Palast, nehmen wir an. Von dort aus regiert er. Dann wurde der Palast gestürmt, also ist er gefangen. Oder war auch das ein Schauspiel, Breda?«

»In gewissem Sinne ja – aber Grödig konnte fliehen. Ich muß Sie bitten, den Ernst der Lage endlich zu begreifen. Wenn es Grödig gelingen sollte, seine

Anhänger zu sammeln, ist mein Leben genauso in Gefahr wie das Ihre. Wir müssen ihn fassen, bevor es zu spät ist. Oder glauben Sie, er würde sich dankbar erweisen – für etwas, das Sie nie für ihn taten?«

»Warum sollten wir gerade *Ihnen* vertrauen?« fragte jemand.

»Sie müssen!« erwiderte Breda hart.

Die Diskussion war Thorn ziemlich gleichgültig, er sah nur, daß sein Plan von den Ereignissen durchkreuzt wurde. Es war nicht einmal sicher, daß man sie überhaupt verhaftete. Breda würde sich mit den Angehörigen der Widerstandsbewegung verständigen, um Grödig zu fassen.

Er trat vor.

»Hört nicht auf ihn!« rief er den Revolutionären zu. »Er will uns hereinlegen, mehr nicht. Wir werden ihm niemals verraten, wo Grödig steckt und was er plant. Glaubt Breda kein Wort, sage ich euch, er ist immer unser Gegner gewesen und hat viele unserer Freunde nach Io geschickt. Er versucht nur einen Trick, noch mehr von uns zu fassen. Ich jedenfalls werde ihn nicht dabei unterstützen.«

Das beipflichtende Gemurmel gab Thorn recht. Breda musterte ihn.

»Ihr Name?«

»Thorn.«

»Thorn?« Breda dachte nach. Er hatte den Namen schon gehört, aber er konnte sich nicht mehr an die Zusammenhänge erinnern. Wenigstens brachte er ihn nicht mehr mit einer gewissen Mira in Verbindung,

deren Verhaftung schon lange zurücklag und die sich nun zu den Spielen gemeldet hatte. »Woher kenne ich Sie?«

Thorn antwortete nicht. Er stand in unmittelbarer Nähe eines Polizisten, der mit einem kleinen Handstrahler bewaffnet war. Die Pistole war gesichert, wie Thorn bemerkte. Das war gut so, denn er wollte niemanden töten oder verletzen. Er wollte nur, daß man ihn festnahm. Nur als Verbrecher hatte er das Privileg, sich zu den Spielen melden zu können.

Mit einem Satz sprang er vor und entriß dem Überraschten die Waffe. Er gab dem Mann einen heftigen Stoß und warf ihn zu Boden. Dann richtete er den Handstrahler auf Breda, ohne ihn zu entschern.

»Ich werde Sie töten, Breda!« rief er.

Breda war kein Theoretiker. Bevor er Chef des Sicherheitsdienstes wurde, hatte er lange Jahre praktisch gearbeitet und kannte jede Sparte seines Berufs. Er sah sofort, daß Thorn mindestens fünf Sekunden benötigen würde, um die Waffe zu entschern. Das allein verriet schon die Ungeübtheit, mit der er den Strahler hielt.

Langsam ging er auf Thorn zu.

»Ich würde das an Ihrer Stelle nicht tun«, sagte er ruhig. »Allein der Versuch würde genügen, Sie nach Io zu schicken. Seien Sie vernünftig, Thorn. Noch ist es nicht zu spät.«

»Ich werde Sie töten«, wiederholte Thorn, scheinbar störrisch und unbelehrbar. »Ich muß es tun.«

Niemand half ihm. Die Männer der Untergrundbewegung wußten, wie sinnlos Thorns Versuch sein mußte, und sie begriffen nicht, was er damit bezweckte.

Breda ging weiter. Er hatte den anderen Sicherheitsbeamten einen Wink gegeben, sich nicht einzumischen. Er wußte, daß er allein mit dem Angreifer fertig werden würde.

»Io ist das mindeste, das Sie erwartet, Thorn. Jetzt weiß ich auch wieder, woher ich Ihren Namen kenne. Ich erinnere mich. Wollen Sie mich deshalb töten?«

»Weshalb, Breda?«

»Mira!«

Nur das eine Wort, aber es genügte, Thorn zögern zu lassen – was genau das war, was er vortäuschen wollte. Niemals hätte er Breda getötet, er wollte ihn nur herausfordern. Er wollte wegen tätlichen Angriffs auf die Staatsgewalt verhaftet und verurteilt werden.

»Mira ist auf Io, Breda. Ich war mit ihr befreundet. Bleiben Sie stehen!«

Breda war noch drei Meter entfernt. Er wußte, daß ein Sprung genügen würde, um Thorn zu überrumpeln.

»Schade, Thorn, nun ist es zu spät. Sie haben etwas vergessen.«

»So? Was denn?«

»Ihren Strahler zu entsichern, Thorn ...«

Das Handgemenge dauerte kaum zwei oder drei Sekunden, dann polterte der Strahler zu Boden. Breda

hielt Thorn an den Armen fest und nickte zwei Uniformierten zu.

»Festnehmen! Ich werde mich morgen mit ihm befassen.« Er ließ Thorn los und übergab ihn seinen Leuten. »Tut mir leid für Sie, Thorn. Sie hätten rechtzeitig auf mich hören sollen – und Sie hätten sich ein wenig mit Waffenkunde befassen sollen. Grödig verliert an Ihnen keinen guten Mann.«

Thorn lächelte, als man ihn abführte.

*

Diesmal war Breda ausgesprochen freundlich und zuvorkommend.

»Ich muß Ihnen danken, Grams, wirklich danken. Sie gaben mir gestern einen guten Tip, und ich konnte die ganze Bande fassen. Natürlich nur, um sie später wieder freizulassen. Sie haben meinen Versöhnungswillen gesehen und werden kaum noch einem Mann folgen, der zum Staatsfeind Nummer Eins erklärt wurde.«

»Sie haben richtig gehandelt, Breda, dazu möchte ich Ihnen gratulieren. Grödig hat gute Leute verloren. Aber das macht ihn nicht ungefährlicher, glauben Sie mir. Was gedenken Sie weiter zu tun?«

Breda zuckte die Schultern.

»Ich kann Ihnen das kaum über Visiphon erklären. Jedenfalls ist eine Belohnung für seine Ergreifung ausgesetzt – eine sehr hohe Belohnung. Wissen Sie, was ich mir besonders aufregend vorstellen werde?«

»Keine Ahnung?«

Breda holte tief Luft, dann sagte er:

»Wenn Grödig auf dem Feld eines Todesschachspiels steht.«

Grams nickte.

»Eine großartige Idee, Breda, wirklich. Dann kann er endlich beweisen, was hinter seinen Worten steckt. Übrigens Spiele: Sind schon Anforderungen eingetroffen?«

»Vier bisher. Haben Sie Ihre Mannschaft schon zusammen?«

»Nicht vollständig. Wer ist denn noch frei von den Gefangenen?«

Breda nahm ein Blatt Papier.

»Da wären Geldern – das ist der Berufsverbrecher – und Bakeldop. Dann ...«

»Es ist einfacher, Breda, wenn Sie mir die vier Namen der Angeforderten gäben. Ich habe ja die vollständige Namensliste hier.«

»Auch gut. Myers, Kolb, Jechte ... ja, und dann diese Mira. Genügt Ihnen das.«

»Mira auch? Schade. Die hätte ich gern gehabt. Wer hat sie angefordert?«

»Larko.«

»Wer, bitte?«

»Larko. Den kennen Sie doch. Ein Politiker. Er meint, er müsse es auch einmal versuchen. Übrigens ein großer Verehrer von Ihnen, wie er mir versicherte.«

»Liegt die Spielmeldung schon vor?«

»Er sucht noch einen Gegner.«

Grams beugte sich vor.

»Schlagen Sie ihm mich vor, Breda. Und dann geben Sie mir die vollständige Liste der noch zur Verfügung stehenden Figuren. Sind keine neuen Freiwilligen da?«

»Noch heute, Grams, gebe ich Ihnen die Namen. Ich denke, einige der Untergrundler werden sich melden. Habe da einen besonders interessanten Fall. Wollte mich umbringen, aber wenn er sich auf dem Spielfeld auch so dumm anstellt, lebt er nicht lange. Thorn heißt er, ein Freund dieser Mira, die für Larko ins Gefecht zieht.«

Grams machte ein unbeteiligtes Gesicht.

»Geben Sie diesen Thorn für mich frei«, sagte er ruhig.

Breda nickte, aber in seinen Augen glomm ein kaum merklicher Funke von Interesse auf.

»Sie können ihn haben, wenn er sich freiwillig meldet. Heute nachmittag wissen wir es ...«

*

Die Nadel war nur zwei Zentimeter lang, ungewöhnlich dünn und schimmerte wie Silber. Sie ruhte auf einem Samtüberzug, der den winzigen Behälter fast völlig ausfüllte.

»Sie ist hohl«, sagte der Mann im weißen Mantel zu Grams, als er ihm das flache Etui überreichte.
»Bei einem Stich öffnet die Körperwärme den Ver-

schluß, und die Substanz fließt aus. Die gewünschte Wirkung tritt nach drei Sekunden ein.«

Grams schob den Behälter in die Tasche.

»Wie lange hält sie an?«

»Bis der Betroffene stirbt, es sei denn, man holt ihn ins Bewußtsein zurück. Sie haben das Gegenmittel.«

Grams zog ein Bündel Banknoten aus dem Rock.

»Ich danke Ihnen, Doktor. Sie garantieren, daß selbst eine medizinische Untersuchung keine Gefahr darstellt?«

»Das Mittel wurde von mir entwickelt und ist noch unbekannt. Jeder Arzt wird Ihnen den Tod des Betroffenen bestätigen. Alle Lebensfunktionen hören scheinbar auf. Praktisch eine Art Hibernation, nur mit anderen Vorzeichen. Ich lasse einfach die Zeit stillstehen, das ist alles.«

Grams bedankte sich nochmals und ging.

Der Termin stand fest. Das Spiel fand in drei Tagen statt. Mira stand für Larko, Thorn für Grams.

Und Grödig war noch immer nicht gefaßt worden.

*

Mira wurde aus dem Gefängnis in das Spielerlager Larkos gebracht, wo sie ihre Mitfiguren kennenlernte. Jede von ihnen konnte im Verlauf des bevorstehenden Spiels zu ihrem Gegner werden, darum war es gut, sie zu studieren. Die Spielfiguren der Gegenseite blieben unbekannt.

Larko hatte Wachtposten gemietet, um jeden Fluchtversuch der ehemaligen Strafgefangenen unmöglich zu machen. Wenn es sich auch um Freiwillige handelte, so bestand doch die Möglichkeit, daß der eine oder andere es vorzog, die Freiheit auf ungefährlichere Art zurückzuerlangen. Noch galt das Urteil, und drei Spiele lagen zwischen Tod und Leben.

In dieser Nacht konnte Mira kaum schlafen. Unruhig wälzte sie sich auf ihrem Lager hin und her, von quälenden Träumen immer wieder aufgeschreckt. Vor dem eigentlichen Spiel hatte sie keine Angst, aber sie fragte sich immer wieder, was Thorn inzwischen wohl unternommen hatte. Wußte er, welchen Weg sie gegangen war, um die Freiheit zu erringen? War es ihm gelungen, der Verhaftungswelle zu entgehen, die dem Ausbruch Grödigs folgte?

Viel wußte Mira nicht über die Ereignisse, die sich in den letzten Tagen abgespielt hatten. Die Informationen waren spärlich gewesen, aber sie genügten, Mira und die anderen Freiwilligen unruhig werden zu lassen. Niemand konnte wissen, ob sich die Regierung noch an das neue Gesetz hielt. Erst als sie in Larkos Lager waren, atmeten sie auf.

Als der Morgen graute, fühlte sich Mira wie zerschlagen. Sie hatte nur wenige Stunden geschlafen. Sie warf einen Blick durch das vergitterte Fenster und erkannte einen Wachtposten, der zu ihr herüberschaute. Er grinste und nickte ihr ermunternd zu. Sie schloß die Vorhänge.

Sie duschte kalt und zog sich an. Das Frühstück

wurde gemeinsam eingenommen; es war gut und reichlich – für manchen vielleicht eine Henkersmahlzeit.

Larko erschien, von einigen Spielhelfern begleitet. Er verlas noch einmal die Namen, dann wurden die Umhänge verteilt. Nun erfuhr endlich jeder, welche Figur er auf dem Feld verkörpern mußte. Auch hier hatten die ursprünglichen Regeln einige Änderungen erfahren. Alle waren gleichberechtigt, und im Grunde genommen war es auch ziemlich egal, ob man als Bauer oder als Königin begann.

Mira war ein Springer. Der Umhang konnte gewendet werden, so daß er einen schwarzen oder auch weißen Springer symbolisierte. Noch wußte niemand, welche Seite in Betracht kam.

»Sie wissen alle, worum es geht«, sagte Larko, als das Stimmengemurmel abebbte. »Es geht um Ihr Leben, und schließlich geht es um Ihre Freiheit. Sie kennen die Regeln. Ich gebe zu, in Ihrem Fall das Los zu Hilfe genommen zu haben, denn ich kenne Sie nicht. Es soll sich also niemand benachteiligt fühlen, wenn er nur Bauer ist. Er kann schon nach dem ersten Zug Turm oder Läufer werden. Ihre Waffen erhalten Sie, sobald das Spiel beginnt. Ich wünsche Ihnen allen viel Glück – und bedenken Sie, daß nicht nur für Sie einiges vom Verlauf des Spiels abhängt, sondern auch für mich als Spieler.«

Jemand fragte:

»Gegen wen spielen Sie, Larko? Dürfen wir das erfahren?«

»Ja, Sie dürfen. Gegen Grams, einen erfahrenen Mann.«

Mira hielt die Luft an und blieb ganz ruhig. Sie hatte den Namen nur schon zu oft gehört, damals, als sie noch frei gewesen war. Grams, der Spezialist für Todesschach, ein Mann, der schon Dutzende von Spielen bestanden hatte. Nun war er zum Spieler geworden, wie nicht anders zu erwarten.

Larko hatte Weiß und damit den ersten Zug.

Mira erhielt ihre handliche Maschinenpistole und zwei gefüllte Magazine. Eine letzte Funkprobe ergab, daß die Verbindung zum Kommandogleiter funktionierte. Das Spiel konnte damit beginnen.

Nun war jeder für sich allein, mit der Welt nur durch die einseitige Bildübertragung verbunden.

Grams also!

Ob Thorn diesen Grams kannte?

Das Spielfeld lag inmitten eines Waldes, eine riesige nahezu quadratische Lichtung mit deutlich sichtbaren Gräben und künstlich aufgeschichteten Hügeln auf den einzelnen Feldern. Die Banner waren bereits aufgestellt worden. Inzwischen waren die Würfel gefallen.

Mira lief hundert Meter durch den ersten Graben und erreichte ihr Feld. Bevor sie es betrat, überzeugte sie sich davon, daß ihr Umhang richtig saß. Er war weiß, und in der Mitte eines kleinen, runden Flecks stand der weiße Springer, den sie verkörperte.

Über ihr im blauen Himmel kreisten zwei silberne Punkte – die Kommandogleiter von Larko und

Grams, die das Spiel ihres Lebens spielten. Und von dort aus waren auch die Kameras auf die Felder gerichtet. Mira wußte, daß in diesem Augenblick Millionen von Menschen ihr Gesicht sehen konnten.

Sie betete, daß Thorn unter ihnen war.

Sie konnte nicht ahnen, daß Thorn ihr gegenüberstand, durch sechs Felder getrennt.

Noch bestand keine Gefahr. Weiß eröffnete die Partie. Ein Funkzeichen, das alle hören konnten, unterrichtete sie davon. Ohne auf Deckung zu achten, betrat sie das Feld und sah sich um. Es gab genug Verstecke, in denen sie einen Gegner erwarten konnte, aber die Position des Springers machte es wahrscheinlicher, daß sie jemanden schlagen mußte. Hoffentlich keinen Bauern, denn sie würde dann eine schlechtere Waffe erhalten. Immerhin besser als der Tod.

Das Signal ließ sie zusammenzucken. Das darauf folgende Schweigen verriet ihr, daß wahrscheinlich ein weißer Bauer das Spiel begann.

Sie fand eine flache Mulde zwischen dichten Büschen und legte sich auf den Boden. In aller Ruhe überprüfte sie ihre Waffe und entsicherte sie. Noch konnte ihr das Infragerät nicht viel helfen, denn es war Tag. Erst in der Nacht war der Vorteil ganz auf ihrer Seite.

Nur das Nachbarbanner konnte sie sehen, aber das half ihr nicht viel. Sie mußte sich auf ihr Gehör verlassen. Und je mehr sie darüber nachdachte, desto unzuverlässiger erschien ihr diese Methode. Wenn

sie das Spiel genau verfolgen und die Züge vorausberechnen wollte, mußte sie ein größeres Risiko eingehen. Nach einigem Zögern kroch sie aus ihrem Versteck, erhob sich und lief geduckt auf den Fuß des Hügels zu. Hier gab es nur wenig Büsche und kaum Deckung. Aber das war ihr egal. Sie kroch weiter, bis sie den flachen Gipfel unter dem Banner erreichte. Erleichtert stellte sie fest, daß sie nun alle zweiunddreißig Banner sehen konnte. Mit Hilfe des Zielfernrohrs war es sogar möglich, sie einzeln zu identifizieren.

Ganz ruhig blieb sie liegen und registrierte, wie ein weißer Bauer sein Banner einholte und zehn Minuten später auf dem Nachbarfeld wieder aufzog. Der erste Zug war beendet.

Schwarz war am Zug.

Grams schickte den Bauern D7 auf D6. Er tat es schnell entschlossen und zielbewußt. Er wollte Thorn so schnell wie möglich den Weg frei machen, um Mira keinem unnötigen Risiko auszusetzen.

Larko durchschaute die Taktik nicht so schnell, sonst hätte er den bereits freigewordenen Weg versperrt, aber ihm ging es um das Spiel selbst. Er fand keine Antwort auf die Frage, warum Grams einen nutzlosen Zug vergeudete.

Er setzte seinen Bauern von E2 auf E3.

Grams befahl Thorn, sich auf das Feld F5 zu begeben.

Das nahm einige Zeit in Anspruch, denn Thorn mußte zwei freie Felder diagonal durchqueren, ehe er

sein Ziel erreichte. Noch hatte er keine Ahnung, wann er auf Mira treffen würde, aber er konnte auf dem Hügel von F5 kein Banner entdecken. Er zog das seine auf und sah sich um. Grams hatte ihn nicht grundlos hierher geschickt.

Nur in einer einzigen Richtung gab es ein besetztes Feld, das für ihn in Frage kam.

Bi, der weiße Springer. Seins mitgerechnet, war es das fünfte Feld. Wenn Grams so spielte, wie er es versprochen hatte, mußte also Mira der weiße Springer Bi sein.

Doch vorerst war Larko am Zug.

Und Larko überlegte. Er sah, daß sein Springer bedroht wurde, aber auf der anderen Seite müßte Grams dann seinen Läufer an den weißen Turm verlieren. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, den Weg durch seinen Bauern E3 zu versperren, indem er ihn ein Feld vorrücken ließ. Der scheinbar sinnlose Zug von Grams begann ihn zu interessieren. Er wollte wissen, was der erfahrene Spieler damit bezweckte.

Immerhin: Ein Turm war wertvoller als ein Läufer.

Larko setzte seinen zweiten Springer auf das Feld H3 und bot so Grams' Läufer auf Feld F5 eine zweite Chance.

Damit war die Entscheidung gefallen.

Diesmal saß Bender allein vor seiner Bildwand.

Er hatte nie begreifen können, wie sein Freund Larko zum Spieler geworden war. Seit Jahren schon wußte er von Larkos Leidenschaft für das Todes-

schach, aber er hätte sich niemals träumen lassen, daß der alte und angesehene Politiker seine ganze Laufbahn aufs Spiel setzen würde, um einer Leidenschaft zu frönen. Und dann spielte er ausgerechnet noch gegen Grams.

»Total übergeschnappt!« brummte Bender und studierte das Schachbrettmuster auf dem Monitor. »Warum sieht er denn nicht, was Grams vorhat? Warum versperrt er ihm nicht den Weg?« Er lehnte sich in den Sessel zurück. »Larko sollte sich meinetwegen um Politik kümmern, das ist sein Beruf, nicht aber um diese Volksverdummung! Er ist ein Mörder geworden – ach was, was rede ich ...? Ich bin stockkonservativ, wie Larko immer sagte. Altmodisch, nicht wahr?« Er sah wieder auf den Hauptschirm. »Aha, der nächste Zug ... jetzt bin ich gespannt.«

Grams gab seine Anweisung, und auch diesmal konnte ihn außer den Fernsehzuschauern und Larko nur noch Thorn hören.

»Läufer F5 nach Bi.«

Das war alles.

Es war genug.

*

Mira hatte den vierten und fünften Zug gut verfolgen können. Als der schwarze Läufer sein Feld bezog und das Banner aufpflanzte, hoffte sie, daß Larko den freien Weg durch seinen Bauern versperren würde. Aber Larko tat etwas anderes, er schickte seinen

rechten Springer in den Kampf und zwang Grams so, den Läufer erneut auf die Reise zu schicken.

Der sechste Zug also ...

Sie bemerkte, daß auf F5 das Banner eingezogen wurde. Der Läufer war am Zug, und er hatte nur drei Möglichkeiten:

Er konnte sich auf seine ursprüngliche Stellung C8 zurückziehen.

Er konnte Larkos freistehenden Springer schlagen.

Und er konnte den zweiten Springer, Mira, schlagen.

In den beiden letzteren Fällen mußte Grams ihn jedoch danach an Larko opfern.

Mira glitt vom Hügel und schlich sich geduckt in die rechte und Schwarz zugewandte Ecke ihres Feldes. Von dort nur konnte ihr Gegner kommen – *wenn* er kam.

Die Gefahr war erst vorüber, wenn auf H3 das Banner wechselte.

Nur die Zuschauer in aller Welt sahen, wie der schwarze Läufer Feld E4 betrat und überquerte. Sie alle wußten, daß es nun den ersten Kampf auf Leben und Tod geben würde.

Nur einer konnte überleben.

Der schwarze Läufer oder der weiße Springer.

*

Noch hatte Thorn sein Gewehr nicht entsichert. Vor ihm lagen noch zwei freie Felder, auf denen kein

Gegner wartete. Erst auf B1 wartete der Feind, der weiße Springer. Er wußte nicht, ob es Mira war, aber wenn Grams wider alle Schachvernunft spielte und nur das eine Ziel im Auge hatte, Mira zu retten, dann war sie der weiße Springer.

Es sei denn, das Feld war leer. Aber das war unwahrscheinlich, denn Grams würde seinen Läufer nicht umsonst opfern.

Also B1 ...!

Das letzte Feld kam in Sicht. Er sprang durch den Graben und ging langsamer. Vor ihm lag noch der Hügel, auf dem kein Banner stand. Und hinter dem Hügel lauerte jemand auf ihn, Mira vielleicht. Sie würde ihn nicht erkennen, und wenn, dann konnte sie nicht ahnen, was er vorhatte.

Thorn warf einen kurzen Blick auf den seltsamen Siegelring, den er am rechten Zeigefinger trug. Es hatte Grams einige Mühe gekostet, und auch Geld, ihn schnell anfertigen zu lassen. In dem unförmigen Siegel war die hohle Nadel verborgen. Beim geringsten Druck würde sie vorschnellen und ein Hindernis bis zu einem Zentimeter durchdringen.

Aber schon ein Millimeter genügte.

Er bückte sich, als er den Hügel passierte. Wenn sein Gegner ein erfahrener Schachspieler war, mußte er wissen, von wo ihm Gefahr drohte. Grams' Zug war zu durchsichtig gewesen, auf der anderen Seite hatte Larko unlogisch gekontert. Vielleicht eben deshalb, weil er in Grams den überlegenen Gegner sah und nicht begriff, was dieser plante.

Thorn legte sich hin und kroch auf dem Bauch weiter. Wie eine Schlange glitt er durch den Graben auf das Feld des Bauern, weil er dort Deckung fand und sich dem Graben von B1 unbemerkt nähern und ihn dann durchqueren konnte. Das war gegen die Regel, aber nicht ausdrücklich verboten. Wenn der Bauer ihn angriff ...

Er hatte Glück.

Wieselflink durchquerte er den zweiten Graben und befand sich damit auf dem Feld des weißen Springers. Aufatmend warf er sich in ein Gebüsch und überlegte, ob er sich getäuscht haben konnte, als er aus den Augenwinkeln heraus etwas Weißes links in der Grabenkreuzung gesehen hatte. Mira – *wenn* es Mira war! – hatte das Spiel gut verfolgt und wußte, von wo der Gegner kommen mußte. Nur hatte sie nicht mit dem kleinen Trick gerechnet, der von Grams stammte.

Das war die Gelegenheit!

Thorn schlich weiter. Eigentlich mußte der Springer ihn gesehen haben, wenn er den Graben in Richtung Schwarz genau überwacht hatte. Das war das Risiko, auf das sich Thorn nun einlassen mußte.

Er entdeckte den weißen Umhang, als er noch zwanzig Meter von der Grabenkreuzung entfernt war. Der Springer hatte sich geschickt in Frontrichtung getarnt, dabei aber kaum auf Rückendeckung geachtet. Er konnte nicht ahnen, daß sein Gegner aus dem eigenen Gelände kam.

Thorn blieb ganz ruhig liegen und hob das Ge-

wehr. Der Rücken seines Gegners war genau im Visier. Er brauchte jetzt nur abzudrücken, und der Zug war beendet.

Er ließ den Lauf wieder sinken.

Vielleicht würde er Mira töten. Nein, ganz bestimmt würde er das. Er war nun fest davon überzeugt, daß der weiße Springer Mira war. Sie mußte es sein!

Der nächste Busch war zehn Meter vor ihm, davor eine kleine Senke, die Schutz gegen Kugeln bot. Geräuschlos und immer auf Deckung bedacht, kroch er weiter, genau auf den Springer zu, der noch immer das Vorfeld beobachtete und auf den Feind wartete, der nicht kam.

Thorn blieb atemlos und gespannt liegen. Er hätte rufen und sich zu erkennen geben können, aber die überall verborgenen Mikrophone hätten seine Worte an die neutrale Kontrollstelle weitergeleitet – und dann wäre alles umsonst gewesen. Flüstern konnte er, das würden sie nicht hören. Aber Mira würde ihn dann auch nicht hören können.

Er mußte etwas tun, damit der Springer zu ihm kam, ohne eine Gefahr zu ahnen. Aber was?

Er wartete.

Im Augenblick fiel ihm keine bessere Lösung ein.

*

Larko starrte verständnislos auf seine Bildschirme. Er begriff nicht, warum der schwarze Läufer seinen

Springer nicht tötete. Er lag nur zehn Meter hinter ihm und brauchte nur abzudrücken. Aber er tat es nicht. Er lag nur da und lauerte. Über die geheime Leitung nahm er Verbindung zu seinem Gegenspieler Grams auf. Niemand konnte ihre Unterhaltung hören.

»Hören Sie, Grams, was soll das? Wollen Sie mich bluffen? Sie haben seltsam gezogen, gegen jede Spielerlogik. Ich auch, zugegeben, aber nur um herauszufinden, was sie vorhaben. Warum tötet Ihr Läufer nicht meinen Springer? Eine solche Gelegenheit bekommt er kaum wieder.«

»Ist es gegen die Regel, wenn er wartet?«

»Nein, natürlich nicht, aber es ist unsinnig. Er verzögert damit nur den Spielverlauf, Grams. Haben Sie daran ein Interesse?«

»Ich habe Zeit, Larko. Mir ist es egal, wie lange ein Spiel dauert – Ihnen nicht?«

»Den Zuschauern nicht, Grams. Sie werden ungeduldig.«

»Ich habe keine Möglichkeit, den Läufer zur Eile anzuspornen. Ich darf es nicht. Er muß selbst wissen, was er tut. Und wenn er bis zur Nacht wartet. Vielleicht will er seinen Gegner nicht aus dem Hinterhalt töten und wartet, bis es dunkel geworden ist, um damit dessen bessere Waffe auszugleichen.«

»Der Springer hat ein Infrarot-Zielfernrohr. Welche Vorteile sollte die Dunkelheit bringen?«

»Das weiß ich auch nicht, Larko. Aber warten Sie es ab und seien Sie froh. Ihr Mann lebt ja noch.«

»Meinen nächsten Zug kennen Sie?«

»Natürlich. Turm A1 nach B1.«

»Richtig!«

Grams seufzte.

»Na also! Dann warten wir doch in Ruhe ab, was geschieht.«

»Sie haben Nerven!« stellte Larko neiderfüllt fest.
»Hoffentlich haben unsere Zuschauer genauso gute Nerven.«

*

Sie hatten sie, und sie waren für das Schauspiel, das sich ihren verwöhnten Augen bot, auch noch dankbar. Die automatischen Anzeiger der Infratestgeräte zeigten es deutlich an, besonders in jener Phase des Spiels, die später als »gelungene Überraschung« bezeichnet wurde.

Mira hingegen war in dieser Hinsicht anderer Meinung.

Sie lag nun schon seit drei Stunden in ihrem Versteck und beobachtete den Graben. Bis jetzt, das hätte sie beschwören können, war der schwarze Läufer noch nicht aufgetaucht. Er mußte sich noch auf dem Feld C2 aufhalten. Vielleicht wollte er warten, bis die Dunkelheit anbrach. Aber warum eigentlich? Er war dann eindeutig im Nachteil.

Die Sonne begann wieder zu sinken, und noch immer hatte sie nichts von ihrem Gegner bemerken können. Sie rechnete fest damit, daß Thorn etwas unternommen hatte, aber es erschien ihr zu phanta-

stisch, schon heute, beim ersten Spiel, an einen Befreiungsversuch zu glauben. Sie konnte sich auch nicht vorstellen, wie er aussehen würde.

Es wurde Nachmittag, dann Abend.

Die Dämmerung war ihre schwächste Stunde, das wußte sie. Das Licht war für die Augen nicht mehr gut genug, und für das Zielfernrohr war es noch nicht dunkel genug, einen Vorteil herauszuholen. Also blieb sie weiterhin ruhig liegen, bis sie plötzlich dicht hinter sich ein Geräusch hörte.

Als sie herumfuhr, war es bereits zu spät.

Eine schwarz gekleidete Gestalt warf sich auf sie und drückte sie zu Boden. Die Maschinenpistole entglitt ihren Fingern. Aber auch der Gegner ließ achtlos seine eigene Waffe, das Gewehr, fallen, um die Hände freizubekommen. Er schloß sie fest um ihren Hals.

»Nicht wehren, Mira!«

Sie erstarrte, als sie die Flüsterstimme erkannte.

Thorn!

Also doch!

Noch begriff sie nicht, was das alles sollte. Wie wollte er sie in dieser Situation befreien, wo die Augen der ganzen Welt auf sie beide gerichtet waren? Er mußte sie töten, wenn er keinen Verdacht erwecken wollte. Aber sie gehorchte. Der Druck seiner Finger um ihren Hals verstärkte sich nicht. Sie ahnte, daß er sie für die Zuschauer erwürgen wollte, und sie spielte mit. Ihr Körper bäumte sich auf, und dann erschlaffte sie plötzlich, als sie den Stich der Nadel in der Schlüsselbeingegend spürte. Noch einmal

wehrte sie sich gegen den überraschenden Angriff, aber dann wurde es schwarz vor ihren Augen.

Sie verlor das Bewußtsein.

Thorn richtete sich auf, um seinen Zuschauern den Sieg zu verkünden. Und genau in diesem Augenblick knatterten rings um das Schachmuster die ersten Salven der Maschinengewehre los.

Die Geschosse piffen dicht über das Gelände dahin. Einige Aufschreie bewiesen, daß mehrere Schachfiguren getroffen wurden.

Das gehörte nicht zum Spiel! Das war Ernst!

Thorn warf sich zurück auf den Boden und versuchte, Mira mit seinem Körper zu decken. Zum Glück lagen sie nach der Außenseite zu in einer Senke. Außerdem war der Hügel zwischen ihnen und den geheimnisvollen MG-Schützen.

Da hörte er Grams Stimme im Funkempfänger. Sie sagte:

»Thorn! Ein Überfall durch Grödigs Leute! Sterben Sie, schnell! Sterben Sie, so wie Mira starb! Der einzige Ausweg!«

Stille! Nur noch das Rattern der Maschinengewehre. Sterben wie Mira?

Thorn hatte Grams gut verstanden. Er sollte sich ebenfalls eine Injektion mit dem Giftring geben. Aber dann war er voll und ganz auf Grams Hilfe angewiesen und würde nichts mehr verfolgen können. Er würde in der Tat so gut wie tot sein.

Grams würde wissen, was er tat. Vielleicht war es Grödig in der Tat gelungen, seine Anhänger um sich

zu scharen, und nun verübte er des Prestiges wegen einen Überfall auf das Schachspiel, das ja in alle Welt übertragen wurde. So konnte er am besten beweisen, daß er noch lebte und nicht bereit war, nachzugeben. Nur so konnte er seine Macht demonstrieren.

Thorn zögerte, aber dann drückte er den Ring gegen seine rechte Halsseite, und mit einem letzten Blick auf Mira preßte er die Nadel in sein Fleisch.

Es wurde schnell dunkel, und dann erstarb das Geknatter der Maschinengewehre.

Neben Mira sank er bewußtlos zu Boden.

*

Bender bekam sofort Kontakt mit Breda.

»Was soll denn das, Breda? Eine neue Propagandaaktion? Ich finde das mehr als geschmacklos! Nur um die Sensationsgier der Massen zu befriedigen, greifen Sie zu solch ausgefallenen Methoden!«

Breda blieb ruhig.

»Bender, hören Sie gut zu: Das ist keine Show, sondern blutiger Ernst. Grödig greift an. Er muß genügend Leute um sich gesammelt haben, um das wagen zu können. Sein Angriff auf das Schachspiel ist ein geschickter Schachzug. Vielleicht hält die Welt es für einen Scherz, vielleicht auch nicht. Jedenfalls ...«, und das klang sehr bitter, »... bietet er ihr erstklassige Unterhaltung, sehr realistische Unterhaltung.«

»Sie müssen etwas unternehmen, Breda!«

Breda lächelte kalt.

»Sie glauben, ich schaue einfach zu?« Er nickte Bender zu. »Achten Sie auf Ihr Bildgerät, Bender. Gleich werden Sie etwas Großartiges erleben. Die beste Lifesendung, die es je gab ...«

Der Interkom-Schirm wurde dunkel und erlosch.

Bender befolgte Bredas Rat und wandte seine Aufmerksamkeit den anderen Bildschirmen zu. Und da sah er, was Breda gemeint hatte.

Scheinwerfer strahlten auf und tauchten das Gelände rings um das Schachbrettmuster in gleißendes Licht. Grödigs Leute wurden sichtbar. Sie machten kehrt, um den Gegner, der ihnen plötzlich in den Rücken gefallen war, gebührend zu empfangen.

Die Fernsehkameras liefen weiter. Die Welt wurde Zeuge, wie Grödig und seine Anhänger im Feuer der Staatssicherheitsarmee den Tod fanden.

Kurz und schmerzlos.

Oben jedoch, in seinem Fluggleiter, saß Grams hinter seinen Kontrollen und überlegte fieberhaft, wie er zwei Tote aus der Hölle zurückholen sollte ...

*

Mit ausdruckslosem Gesicht nahm Breda die Vorwürfe der Opposition entgegen und steckte selbst einen strengen Verweis des Präsidenten ein. Dann aber begab er sich zur Rednertribüne und rechtfertigte sich mit Argumenten, denen niemand zu widersprechen wagte. Er wies nach, daß er nur mit Hilfe ihm treu ergebener Freunde und verschiedener Tricks

Grödig zu Fall gebracht hatte – einen Grödig, der erst durch seine Flucht und seinen Überfall auf das Schachspiel unschädlich gemacht werden konnte. Er konnte belegen, daß der Süden sich auf den Krieg vorbereitet hatte und erst jetzt seine Truppen aus den Grenzgebieten wieder abzog.

»Wir sollten unseren Völkern das relativ harmlose Schauspiel des Todesschachs lassen«, schloß er seine Rede. »So haben wir die Möglichkeit, ihren Aggressionstrieb abzureagieren und gleichzeitig eine gerechte Strafjustiz durchzuführen. Das alles mag im Augenblick grausam klingen, aber glauben Sie mir – wir könnten nicht humaner sein. Oder ist Ihnen der Krieg lieber? Ist es Ihnen lieber, wenn sich der Aggressionstrieb gegen den Süden richtet?«

»Die Methode ist unmenschlich!« äußerte sich ein Zwischenrufer der Opposition.

Breda lächelte.

»Darüber kann man geteilter Meinung sein. Sollen wir vielleicht wieder die Todesstrafe einführen? Finden Sie es humaner, wenn einem Verurteilten keine Chance mehr gegeben wird und er, wenn er den Weg zur Todeszelle antritt, mit seinem sicheren Ende rechnen muß? Ich glaube, das Todesschach ist menschlicher, humaner. Im Spiel hat der Verurteilte die Chance, zu überleben. Er kann sogar frei werden. Sehen Sie denn nicht, daß die Spiele zwei Zwecke zugleich erfüllen?«

»Drei, würde ich sagen!« rief ein anderer von der Opposition.

Breda beugte sich interessiert vor.

»Ach, und welchen Zweck würden Sie als dritten bezeichnen?«

Die Antwort kam prompt:

»Ihr eigener Vorteil, Breda. Sie sparen Gelder, die sonst für Instandhaltung der Gefängnisse verwertet werden müßten.«

Breda nickte ungerührt.

»Sie haben recht! Wir alle sparen eine Menge Geld! Hat dagegen jemand einen Einwand?«

Niemand hatte einen Einwand.

Trotzdem ergab die anschließende Debatte des Nord-Parlaments einige Unstimmigkeiten, die auf demokratische Weise beseitigt wurden: Man stimmte ab.

Breda blieb, und die Spiele blieben.

Die Geschehnisse hatten nichts ändern können, und es war keine bessere Lösung gefunden worden. Der Mensch brauchte die Sensation, er konnte seinen tief im Unterbewußtsein verankerten Trieb zum Töten nicht gänzlich unterdrücken, er konnte ihn nur abreagieren.

Es gab kein Mittel dagegen.

Gar keins!

*

Grams Hütte lag im Schein der aufgehenden Sonne.

Thorn stützte Mira, als er mit ihr ins Freie kam. Geblendet schloß sie die Augen. Dann sah sie den See und die Berge und die Wälder.

»Mein Gott!« hauchte sie. »Ich lebe! Wie schön es

auf der Erde ist!«

Thorn nickte.

»Man muß die Hölle gesehen haben, um das zu wissen. Du hast sie gleich zweimal erlebt, Mira.«

»Io war nicht so schrecklich wie oftmals die Erde, Thorn. Dort wurde uns das Paradies nicht vorge-täuscht, und so konnte ich alles nur als halb so schlimm empfinden. Jedes geringste Entgegenkommen, das hier unbeachtet geblieben wäre, mußte ich dort als Wohltat empfinden. Je schlechter es dem Menschen ergeht, um so besser ergeht es ihm eigentlich.«

»Eine umstrittene Weisheit«, protestierte Thorn lächelnd, denn er sah Grams vom See hochkommen. In einem Beutel trug er die erbeuteten Fische. »Aber alles ist relativ, da hast du recht.«

Grams begrüßte sie gutgelaunt:

»Schon wach, ihr Langschläfer? Hier, das Mittagessen!«

Thorn nahm die Fische und gab sie Mira.

»Du hast uns noch immer nicht erzählt, wie du uns herausgeholt hast. Wie konntest du das, ohne Verdacht zu erregen?«

Grams lachte.

»Du vergißt, daß Breda mir Dank schuldet. Ich verriet ihm, daß Brödig und seine Leute eingreifen wollten. Dir sagte ich es nicht, um dich nicht zu beunruhigen. Als Dank für meinen Dienst forderte ich deine und Miras Leiche. Das ist alles.«

Thorn schüttelte den Kopf.

»So, das war alles?« Er nahm die Hand des Freun-

des. Eine Hand, die schon viele Menschen getötet hatte, um Millionen anderen das Leben zu retten. »Es war genug, meine ich. Nochmals Dank für alles.«

Grams wehrte ab.

»Du kannst deinen Dank gern abstaten, Thorn. Bewege Mira dazu, die Fische sauber abzuschuppen und auszunehmen. Die Gewürze stehen neben dem Herd. Kommst du mit auf einen Spaziergang?«

Mira nickte den beiden Männern zu und verschwand in der Hütte.

Weiter unten, am Ufer des Sees, fragte Thorn:

»Grams, glaubst du wirklich, daß Breda recht hat? Bist du sicher, daß unser Gesellschaftssystem in Ordnung ist?«

Grams bückte sich und rührte mit den Fingerspitzen die Wasseroberfläche auf, als wolle er die Temperatur feststellen. Dann richtete er sich wieder auf.

»In Ordnung?« Er lächelte und zuckte die Achseln. »Nichts ist völlig in Ordnung, Thorn. Es wird vielleicht noch Jahrhunderte dauern, bis wir die ideale Lösung gefunden haben, aber wir sollten mit dem, was wir erreicht haben, zufrieden sein. Wenigstens heute.«

Thorn sah hinauf in den wolkenlosen Himmel.

»Ja, wenigstens für heute«, wiederholte er.

ENDE

Wichtige Mitteilung!

Mit dem vorliegenden Terra-Taschenbuch Nr. 184 wird das Erscheinen dieser SF-Reihe vorerst unterbrochen. Wir empfehlen allen SF-Freunden, die guten Romane in der Reihe PERRY-RHODAN-Taschenbücher zu beachten. Jeden Monat ein neues PR-Taschenbuch und jeden Monat ein PR-Taschenbuch in 2. Auflage.

MOEWIG-VERLAG